

**Zeitschrift:** Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

**Herausgeber:** Empirische Kulturwissenschaft Schweiz

**Band:** 65 (1969)

**Heft:** 3/4

**Buchbesprechung:** Bücherbesprechungen = Comptes rendus de livres

**Autor:** [s.n.]

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 14.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Bücherbesprechungen - Comptes rendus de livres

### *Zeitschriften, Atlanten und Festschriften*

Etnografia shqiptare. Zeitschrift hrsg. von der Staats-Universität in Tirana, Instituti i Historisë dhe Gjuhësisë, Sektori i Etnografisë, unter der Redaktion von *Rrok Zojzi* und Mitarbeitern. 1. Bd., 1962, 310 S.; 2. Bd., 1963, 312 S.; 3. Bd., 1966, 247 S.

Neben den mehr historisch und philologisch ausgerichteten *Studio Albanica*, deren Aufsätze üblicherweise in einer der westlichen Sprachen publiziert werden, erscheint in Albanien auch eine in Fachkreisen bisher viel zu wenig beachtete ethnographische Zeitschrift. Ihr Erscheinen erfolgt allerdings – und dies ist sehr zu bedauern – nicht ganz so regelmässig, und ihre Beiträge sind albanisch geschrieben und mit einer französischen Zusammenfassung versehen. Da wir weder über das alte noch über das neue, mit bewundernswerter Zielstrebigkeit sich entwickelnde Albanien besonders gut unterrichtet sind (ausser etwa durch die Arbeiten von Hahn, Lambertz, Nopcsa und Haberlandt) ist eine albanische, ethnographische Zeitschrift besonders zu begrüssen, vor allem wenn sie Altes als frühere Kultурepocha festhält und Neues in sachlicher, möglichst objektiver Weise zu erklären versucht; allerdings wäre es ebenso zu begrüssen, wenn die westsprachigen Zusammenfassungen bedeutend umfangreicher wären und die Aufsätze gelegentlich auch ganz in einer westlichen Sprache abgefasst würden; verdienen würden es einige davon sehr. Bei nur ganz wenigen Abhandlungen hat man den Eindruck, der Verfasser glaube, man sei ein guter Wissenschaftler, wenn man stramme Partei-Schlagworte brauche (so bei Fiqri Haxhiu, Bd. 2; wobei immer noch die Möglichkeit besteht, dass die mir allein zugängliche Zusammenfassung an diesem Eindruck schuld ist); es kann dann natürlich vorkommen, dass solche Schlagworte, in späterer Entwicklung besehen, recht unpassend wirken, so etwa: «*Cette grande unité industrielle est un don de l'Union soviétique, symbolisant l'amitié éternelle entre notre peuple et les peuples frères de l'URSS*» (Hasan Qatipi; Bd. 1, 191).

Der Gesamteindruck der drei Bände ist ein durchaus erfreulicher und positiver; wir lernen gut belegtes, aus eigener Forschung gewonnenes Material kennen, meist mit guten Zeichnungen versehen (während die Photos im allgemeinen nicht so gut herauskommen). Der Einleitungsaufsatzz von Rrok Zojzi, dem Leiter des Ethnographischen Museums in Tirana, bringt einen historischen Überblick über die ethnographische Forschung in Albanien; als Zukunftspläne werden dort erwähnt: ein volkskundlicher Atlas und ein Freilichtmuseum; im nachfolgenden Beitrag – den wir gerne übersetzt lesen möchten – beschreibt Zojzi die regionalen Gruppen des albanischen Volkes bis in kleine Einzelgruppen hinein; er betont aber in völliger Sachlichkeit die Tendenz des heutigen albanischen Staates, ein einheitliches Volk zu schaffen und die hindernden Unterschiede zu beseitigen. Mehrere Aufsätze – sie sind meist besonders gut illustriert – befassen sich mit den Haustypen und den Wohnformen in ihrer Entwicklung vom alten zum neuen Dorf, so Koço Zheku (Bd. 1: Umgebung von Tirana, und nochmals im Bd. 2: vom gleichen Verfasser im Bd. 3: im Distrikt von Fieri), Fiqri Haxhiu (Bd. 2: Umwandlung eines südalbanischen Dorfes in eine Viehzüchter-Kooperative); eine gut angelegte Dorfmonographie (Gegend von Korça) mit den Verhältnissen vor dem Ersten Weltkrieg und den heutigen kooperativen Bestrebungen im Zuckerrübenbau, mit dem Familienleben und dem sozialen Zusammenleben im Dorfe, früher und heute, stammt von Andromaqi Gjergji (Bd. 1 und Fortsetzung in Bd. 2). Den Bestand an Kochgerät, Geschirr und weiterem Hausrat, wie er früher war und sich dann durch die neue Lebensform änderte, stellt Abaz Dojaka in zwei Aufsätzen dar (Bd. 1 und 2). In mehr allgemeiner Art beschreibt Mikel Prenushi die sozialen und wirtschaftlichen Wandlungen in einer Gegend von Nordalbanien (Bd. 2). Einen historischen Überblick über das Strassennetz, die Verkehrsmöglichkeiten und die Transportmittel gibt Abedin Çaushi (Bd. 2). Fragen der Tracht werden behandelt von Rrok Zojzi (Bd. 3: «*Guna*» bei den Balkanvölkern, soll auf thrakisch-illyri-

schen Ursprung zurückgehen) und Andromaqi Gjergji (Bd. 3: Kleidung der Walachen in der Gegend von Korça). An Darstellungen aus dem Lebenslauf erwähnen wir: Schwangerschaft, Geburt, Paten, Haarschur (von Myftar Memija, Bd. 2; die Zusammenfassung ist eindeutig zu kurz), Hochzeit (von Myftar Memija, Bd. 1, Kolë Shtjefni, Bd. 2: Mirdita-Gebiet, und vor allem Llambrini Mitrushi, Bd. 2: heutige Sitte in einem früheren orthodoxen Gebiet; die Hochzeitsfeierlichkeiten dauern eine Woche; Beschreibung was an jedem Tag geschieht). Ein Kodex des Klosters des hl. Kosmas verzeichnet die Heiratskontrakte aus der Zeit von 1819–1843; Llambrini Mitrushi stellt diese Einträge zusammen und interpretiert sie (Bd. 3). Einen Beitrag zur Fischerei in der Buna (mit der Wiedergabe von Reusen) bringt Abaz Dojaka (Bd. 3); über Feuerwaffen und Waffenmacher und ihre Zünfte schreibt Abedin Çaushi (Bd. 1); Hasan Qatip gibt eine übersichtliche Darstellung der Holzbearbeitung aus der Gegend von Elbasan (mit schönen Zeichnungen; Bd. 1). Der letzte Aufsatz, den wir anführen, stammt von Enver Bushati (Bd. 3); ihn hätten wir ebenfalls gerne in extenso übersetzt gesehen; der Verfasser beschreibt 70 Spiele aus der Gegend von Shkodër, versehen mit klaren Zeichnungen (auch das Würfelspiel mit Knochen ist angeführt).

Wenn – wie wir sehr hoffen – bald ein weiterer Band erscheinen sollte, möchten wir uns etwas eingehendere Zusammenfassungen erwünschen. Es sind noch so manche ethnographische Fragen, über die wir im Interesse einer vergleichenden europäischen Forschung gerne Aufschluss hätten, so etwa: Brot- und Gebäckformen, Maskenwesen, Filigran-Handwerk, Schmuck.

Wildhaber

*Studia Albanica*. Hrsg. vom Institut d’Histoire et de Linguistique an der Staats-Universität von Tirana unter der Redaktion von *Androkli Kostallari*. 5. Bd., 1968, Teil 1: 262, Teil 2: 214 S.; 6. Bd., 1969, Teil 1: 206 S.

Für die allgemeinen Richtlinien dieser gut redigierten albanischen Zeitschrift verweisen wir auf unsere Besprechung in SAVk 64 (1968) 177f. Wir hatten damals schon betont, dass die Aufsätze zur Hauptsache historisch und linguistisch sind, wie es ja auch für eine Zeitschrift eines historisch-linguistischen Instituts selbstverständlich ist. Das erste Heft des 5. Bandes bringt einen ausführlichen Bericht über die zweite Konferenz für albanologische Studien (12.–18. Januar 1968) mit knappen Zusammenfassungen der dort gehaltenen Referate. Die Aufsätze des Heftes bringen die Fortsetzung des Heftes 4:2 (1967), das dem Jubiläumsjahr von Skanderbeg gewidmet war; es sind im wesentlichen historische und literarische Referate über Skanderbeg und seine Zeit. Im zweiten Heft des 5. Bandes finden sich eine Reihe von Arbeiten zur modernen Politik und Geschichte Albaniens. Die kleine Abhandlung von Mark Krasniqi «La lutte contre le féodalisme dans la poésie populaire albanaise» behandelt dieses Thema aus volkskundlicher Sicht. Es sei auch auf zwei weitere Studien aufmerksam gemacht, die volkskundliches Interesse beanspruchen dürfen: Bogumil Hrabak «Exportation des céréales de l’Albanie aux XIVe et XVe siècles» und, vor allem: Syrja Pupovci «Le formalisme et la ‘besa’ dans le droit des obligations du coutumier de Lek Dukagine»; damit stossen wir auf die hochinteressante rechtliche Volkskunde in Albanien: unter ‘besa’ versteht man die bindende Verpflichtung, die sich aus dem gegebenen Wort, dem Ehrenwort, ergibt. Das erste Heft des 6. Bandes ist gekennzeichnet durch die Behandlung von linguistischen Problemen. In den Kurzberichten findet sich ein Tätigkeitsbericht des Instituts für Volkskunde (von Panajoti).

Wildhaber

Atlas der schweizerischen Volkskunde, Atlas de Folklore suisse, begründet von Paul Geiger und Richard Weiss, weitergeführt von Walter Escher, Elsbeth Liebl, Arnold Niederer. Teil I, 7. Lieferung. Basel, Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, 1968. S. 537–699, Karte 95–113.

Die neueste Lieferung des Atlas hat erst nach einer längeren Verzögerung erscheinen können. Die Herausgeber – unter ihnen nunmehr Arnold Niederer als Nachfolger von Richard Weiss – erklären diesen an sich bedauerlichen Umstand einleuchtend: Die zu

behandelnden Fragen berührten vor allem Probleme aus dem Gebiet der rechtlichen Volkskunde, wobei es ein gewaltiges Material, eine «labyrinthische Fülle» (Vorwort zum Kommentar, S. III), zu bewältigen galt. Zudem mussten umfangreiche Vorarbeiten geleistet und die linguistischen Helfer aussergewöhnlich stark beansprucht werden. Für die Darstellung der komplexen Tatbestände waren 19, wie immer mit grösstem Fleiss angefertigte Karten nötig, dazu ein ausführlicher Kommentar, weil sich eben manches einer kartographischen Erfassung entzogen hatte. Die Karten 95–98 (Grundbesitz der Gemeinde) wurden noch von R. Weiss, 99–101 (bäuerliches Erbrecht) von A. Niederer, 102–107 (ältere Masse und Gewichte) von W. Escher, 108–110 (ältere Geldeinheiten) und 111–113 (Bräuche bei Kaufabschluss) von E. Liebl bearbeitet. Die uneinheitlichen Unterlagen bewogen die Herausgeber richtigerweise, eine Auswahl zu treffen. So kamen z.B. zwei Arten von Gemeindebesitz, die Gemeindeäcker oder -wiesen und der Gemeindewald, zur Darstellung, während auf die Darstellung der Alpweiden, die weitreichende Spezialuntersuchungen und Nachexplorationen erforderlich hätte, verzichtet wurde.

Von den zahlreichen Problemen, die zur Sprache kommen, seien beispielshalber einige wenige, zum Teil geradezu aktuelle, herausgegriffen: Infolge der Bevölkerungsmobilität ist bekanntlich die Stellung der für die Schweiz so bezeichnenden Institution der Bürgergemeinde (im Gegensatz zur Einwohnergemeinde) und des Ortsbürgerrechts problematisch geworden. Die Karten, die die Verhältnisse um 1940 wiedergeben, zeigen bereits eine grosse Vielfalt in bezug auf die Ortsbürger; während etwa in den Kantonen Waadt und Neuenburg die bourgeois schon lange keine Vorräte mehr haben, erscheint das deutschsprachige Bernbiet als das Refugium der Bürgergemeinde. – Ebenso unmittelbar interessierend sind die Fragen des bäuerlichen Erbrechts, wo u.a. die extreme Zerstückelung bei der Realteilung im Wallis und Tessin hervorgehoben wird – ein Gewährsmann in Indemini TI besitzt ein Grundstück von 4 m<sup>2</sup> Fläche. Groteske Verhältnisse können auch bei der Realteilung von Gebäuden entstehen: In Zeneggen VS geht sie bei Getreidespeichern bis zu Zweiunddreissigsteln. – Höchst willkommen ist auch die Darstellung des Minorats (deutschsprachiges Bernbiet, Solothurn) und des Majorats (Ostschweiz) bei geschlossener Vererbung. Die sehr reichhaltigen Zusammenstellungen der älteren Masse, Gewichte und Geldsorten werden ohne Zweifel manchem zukünftigen Forscher von grossem Nutzen sein, und die sprachlichen Mitarbeiter E. Ghirlanda, A. Schorta, E. Schüle und E. Trüb verdienen für ihre Hilfe den besonderen Dank der Volkskundler. Der Rückgang der nicht-dezimalen Bezeichnungen springt in die Augen, und für die deutsche Schweiz ergibt sich schon für die Zeit der Aufnahmen (1937–1942) neben den vielen abgehenden Wörtern eine nur kleine Gruppe von noch mehr oder weniger üblichen wie Jucharten, Klafter (Holzmass), Pfund, Zentner, Batzen; einige andere wie Schoppen, Mäss, Seschter sind nur noch im übertragenen Sinn bekannt. Schliesslich sind die Bräuche beim Kaufabschluss, besonders beim Vieh- und Liegenschaftskauf, mit ihren Formeln, Handschlag, Angeld, Trunk oder Essen beispielhaft für das Sinken von einstigem Rechts- gut zum Brauch (S. 682).

So ist auch diesmal wieder überaus gründliche Arbeit geleistet worden, sachlich und hingebend, und die Benutzer vereinen ihre Wünsche mit denen der Herausgeber, sie möchten recht bald und glücklich ihr Ziel, das in der Ferne winkt, erreichen. Ed. Strübin

Volksüberlieferung. Festschrift für Kurt Ranke zur Vollendung des 60. Lebensjahres. Herausgegeben von *Fritz Harkort, Karel C. Peeters* und *Robert Wildhaber*. Göttingen, Otto Schwartz & Co., 1968. XIV, 608 S.

Dass die Kurt Ranke dargebrachte Festschrift schon äusserlich gewichtiger ist als die meisten ähnlichen Ehrengaben – sie zählt 49 Mitarbeiter und enthält über 600 engbedruckte Seiten – kommt nicht von ungefähr. Der Kreis der Beiträger umfasst nicht nur, wie es üblich ist, Schüler, Freunde und Kollegen des Geehrten, er ist darüber hinaus Spiegel einer der wichtigsten Schöpfungen Kurt Rankes: Fast alle Beiträger gehören der International Society for Folk-Narrative Research an, die von Kurt Ranke gegründet worden ist und geleitet wird, von Kurt Ranke, “whose energy and generosity established the Kiel

Congress", wie Lee Utley es formuliert (S. 373), jenen Kieler Kongress, der zum ersten Mal nach dem Zweiten Weltkrieg die Volkserzählungsforscher aus West und Ost vereinigte; im Laufe der Jahre ist aus dieser Gesellschaft, die sich, an Kongressen und Arbeitstagungen, periodisch wieder trifft, eine grosse Familie geworden. Die Ranke-Festschrift ist nicht nur ein Zeichen des Danks, sondern zugleich ein lebendiger Ausdruck der freundschaftlichen Verbundenheit und der Zusammenarbeit all der Forscher, denen Kurt Ranke in seiner Internationalen Gesellschaft der Volkserzählungsforscher ein Haus gebaut hat, in dem sie sich heimisch fühlen.

Ein weiterer sehr schätzenswerter Vorzug dieser Festschrift ist es, dass sie nicht nur eine umfassende Bibliographie des wissenschaftlichen Werks des Gefeierten gibt, sondern viel mehr. Auf über 60 Seiten orientiert Fritz Harkort einlässlich über jede einzelne Veröffentlichung. So hat man nun die Hauptergebnisse der Forschungsarbeit Kurt Rankes in übersichtlicher Zusammenschau vor sich. Das Verfahren hat so grosse Vorteile, dass wir uns entschlossen haben, es in dieser Besprechung, wenn auch nur im kleinen, nachzuahmen und jedem Beitrag ein paar Worte zu widmen, die ganz kurz signalisieren, was uns in ihm besonders wichtig scheint. Können wir auf diese Art den einzelnen Aufsätzen auch nicht voll gerecht werden, so hoffen wir doch, auf einem Minimum an Raum ein Maximum an Information zu geben. Alle Beiträge sind gehaltvoll, keiner ist weitschweifig. Wir müssen uns mit diesem Gesamtlob begnügen, im folgenden soll ohne Wertung referiert werden.

Die grosse Mehrzahl der Beiträge befasst sich mit Volkserzählungen, die ja das Hauptforschungsgebiet Kurt Rankes, des Organisators und Herausgebers der geplanten, sorgfältig vorbereiteten Enzyklopädie des Märchens, bildet. Da gibt es Aufsätze, die vor allem Material zur Verfügung stellen, dieses Material aber gleichzeitig kommentieren. *Gerhard Heilfurth* gibt in *Bänkelsang – Geschichten aus dem Bergmannsleben auf fliegenden Blättern* jeweils den Prosatext und die anschliessende Liedfassung. *Warren E. Roberts* stellt den Halewyn-Balladen eine bisher kaum beachtete internationale Prosatradition an die Seite, deren Zentrum die Entkleidungsszene ist (Motiv der fingierten Scham); er stellt eine ziemlich strenge Trennung zwischen Balladen- und Prosatradition (der Bösewicht hat hier niemals übernatürliche Züge) fest. Also: Gattungskonsistenz! (*The Making Modesty Pay Motif: Some Folktale analogues of a Ballad*). Wenn in diesen Beiträgen Erzähllied und Prosaerzählung miteinander konfrontiert werden, so vergleicht *Leopold Kretzenbacher* Bild und Legende: *Eschatologisches Erzählgut in Bildkunst und Dichtung*. Für das Motiv des Höllentranks und das Thema des Contrapasso stehen eine Reihe höchst instruktiver Beispiele. Texte aus dem Werk eines frühen türkischen Folkloristen vermittelt *Francis Lee Utley* in seinem Beitrag: *Rabghuzi-Fourteenth-Century Turkish Folklorist, a contribution to Biblical-Koranic Apocrypha and to the Bible of the Folk*; Utley sieht in ihm eine persisch-türkische Brücke zwischen moslemischen und slawischen Volkserzählungen und regt an, die Rolle der Türken, Osmanen, Seldschuken und Tataren in der Verbreitung mittelalterlicher Oralliteratur genauer als bisher zu studieren. *Wolfram Eberhard* erinnert an die im westlichsten China gefundenen Balladenhandschriften aus der Zeit vor 1000 n. Chr. und untersucht die zwischen konventioneller Moral und freieren Auffassungen (Mädchen und Witwen als aktive Liebeswerbende) stehenden Heftchen-Balladen des 19. und 20. Jahrhunderts (*Die soziale Welt der südchinesischen Volksballaden*). *Marie-Louise Tenèze* bespricht *Quatre récits du loup* in verschiedenen Versionen (besonders eindrücklich die Erzählung von dem durch einen Wolf verfolgten Musikanten: sein Spiel rettet ihn); lebhafte Erinnerungen an Wölfe und unterschwellige Glaubensvorstellungen klingen hier auf. *Seán Ó Siúilleabháin* teilt kraftvoll konturierte Teufelssagen mit, die zum Teil im Motif-Index fehlen: *The Devil in Irish Folk Narrative* (Teufel und Kartenspieler, Verführer zu Mord, Selbstmord und Betrug). *Milko Matičetov* gibt den Text einer 1966 in Resia aufgezeichneten *Legende von Josaphat und Barlaam* als typisches Beispiel absteigender Tradition: Verkürzung, Vereinfachung, märchenhafte Stufung, Lokalkolorit. *Wilhelm F. H. Nicolaisen* diskutiert eine Vielzahl von Ortsbezeichnungen und ätiologischen Namenanekdoten: *The prodigious jump*. Es muss sowohl Wanderung als Polygenese im Spiel sein. *Elfriede*

Moser-Rath untersucht *Anekdotenwanderungen in der deutschen Schwankliteratur*: Das Geschichtlein ist konstanter als die Person, aber Erzählung und Persönlichkeit stützen einander gegenseitig, und die Motivträger sind nicht ohne Einfluss auf die Motivik. Georgios A. Megas vermittelt interessante griechische und balkanische Parallelen zu AT 667: *Der Pflegesohn des Waldgeists*. Zu den hervorstechendsten Motiven gehören (angebliche) Verjüngung durch Beischlaf und das Kopfkissen als instrumentum castitatis. Megas betont gegenüber Horálek die Ursprünglichkeit und relative Abgeschlossenheit der griechischen Volksdichtung: Sie hat ihre Wurzeln in den Zeiten Homers und Herodots. Yolanda Pino-Saavedra prüft iberische Versionen des *Verschlafenen Stelldicheins* (ATh 861) und drückt eine besonders reizvolle, 1965 aufgezeichnete ab. Er stellt «die strukturelle Unbeständigkeit unserer Märchengruppen» fest (Aufpfropfen von Motiven aus anderen Märchentypen). Archer Taylor schliesslich erwägt Art und Ursprung des Dictums *This too will pass* und der entsprechenden ätiologischen Anekdote.

Viele Beiträge beschäftigen sich mit speziellen Problemen der Erzählforschung. Jaromír Ječh macht klar, dass in der Volksprosa Variabilität auf der einen Seite durch Stabilität auf der anderen Seite ausgeglichen wird: Feste Formung bei motivischer Labilität im Märchen, unstabile Form bei stabiler Aussage in der Sage (*Relativitätsaspekte bei der Beurteilung der Variabilität und Stabilität*). Karel Horálek fasst die Slawische Überlieferung des Typus ATb 707 (Die neidischen Schwestern) ins Auge und zeigt Verderbnis und Veräusserlichung der aus 1001 Nacht übernommenen Geschichte. Wayland D. Hand hält fest, dass im Volksmärchen die Volksmedizin keinen Eingang gefunden hat (*The curing of blindness in folktales*). Ganz entsprechend konstatiert Max Lüthi, dass die Grossfamilie im Märchen kaum Spuren hinterlassen habe, dass vielmehr Natur und Familie im Märchen dem Stil der Gattung angepasst werden. Nicht ohne Beziehung dazu sind die Beobachtungen Mihail Pop, wenn auch sein Blickpunkt ein anderer ist: *Die Funktion der Anfangs- und Schlussformeln im rumänischen Märchen*. Nicht nur das Märchen, auch das epische Heldenlied kennt solche Formeln, aber nur im Zaubermärchen sind sie grundsätzlich unentbehrlich: Sie führen in die Phantasiewelt ein und aus ihr wieder zurück. Ihre Existenz gibt zuverlässigere Auskunft über die Haltung der Hörer zu den Märchen (wahr oder unwahr?) als direkte Befragung: Überlegenheit der Analyse des Gattungsmodells über die Feldforschung!

Matthias Zender handelt von «Geistern in kleiner Gestalt» (*Kobold, Totengeist und Wilder Jäger*): Der junge Zug zur Vereinheitlichung lässt alte Naturgeister zu Totengeistern werden (Mischtyp Kobold/Spuk), was die Erhaltung der Sagen und ihre Ausbreitung begünstigt. Herbert Weisser, *Zur Entstehung von Sagen in der Gegenwart*, zeigt das Weiterwuchern von Zeitungssagen in Geist und Gemüt einer gläubigen Leserin. Wenn Wayland Hand die Absenz der Volksmedizin im Volksmärchen aufzeigt, so erkennt Lutz Röhrich, dass in der Sage vom Schlangenbann die Bannformel «merkwürdiger Weise in keiner einzigen Variante im Wortlaut zitiert wird»; «Spruch und Sage scheinen ganz getrennte Überlieferungsstränge zu repräsentieren»: abermals ein Beispiel für den Widerstand, den die verschiedenen Gattungen der Vermischung in der Überlieferung zu leisten imstande sind. Röhrich hält die Sage für altartiger (Bannung durch Pfeife oder Flöte: Handlungzauber). Auch hier sind Veränderungen der Erzählung bei Auswechselung des Handlungsträgers zu beobachten (Überlagerung des Herrn der Schlangen durch den Lindwurm). Sigurd Graf von Pfeil unterstreicht in seiner Untersuchung der *Sachsensage bei Widukind von Corvey*, «dasss Sagen sehr wohl für die Geschichtswissenschaft verwendbar sind», dass sie den Historiker jedenfalls auf die Bedeutsamkeit von Ereignissen hinweisen können. Gyula Ortutay verfolgt Spuren der Faustsage in Ungarn im 16. und im 18. Jahrhundert.

Ina-Maria Greverus plädiert für systematische Erschliessung der *Chronikerzählungen* und für die Aufnahme der Memorabilia (der «merkwürdigen Geschichten, die keinen festen poetischen Gesetzen unterworfen sind») in den Sagenindex: Ein Memorabile wird Sage, wenn es seine Glaubwürdigkeit verliert. Hermann Bausinger weist auf die oft unterschätzte Rolle des Moralisierens in der Volksdichtung hin, auf «die moralischen Implikationen fast jeder Erzählung», und macht gleichzeitig auf das alles durchdringende Utilitätsprinzip (Selbstlosigkeit macht sich bezahlt) aufmerksam. Siegfried Neumann zeigt in seinem Aufsatz

über *Sagwörter im Schwank – Schwankstoffe im Sagwort* die Reduktion von Schwänken und umgekehrt die Ausfaltung von Sagwörtern und folgert, «dass bei motivischer Parallelität meist in derjenigen Gattung mehr Aufzeichnungen vorliegen, in der das Sujet gattungsgerechter dargestellt ist.» Julian Krzyżanowski betont den literarischen Charakter des Sprichworts (*Sprichwort und Märchen in der polnischen Volkserzählung*). Auf Gattungs- und Funktionsprobleme weist Hannsjost Lixfeld in seiner Untersuchung des *dualistischen Schöpfungsschwanks von Gottes und des Teufels Herde* (Thompson K 483); er kann dazu dienen, die Durchbrechung eines Speisetabus zu rechtfertigen.

Andere Aufsätze gehen von allgemeineren Fragen aus: Karel C. Peeters brandmarkt die fortgesetzte Benützung der zweifelhaften Aufzeichnungen des 19. Jahrhunderts und kann auf sehr ertragreiche Neuaufnahmen seiner Schüler hinweisen (*Not an neuem und zuverlässigen Material in der Erzählforschung*). Isidor Levin fordert eine Interpretation des statistischen Befundes statt der Einzelerzählung (*Erzählforschung im Pamirgebiet*). Wir bekennen, dass uns aus verschiedenen Gründen grössere Toleranz, als Peeters und Levin gewähren wollen, nötig scheint. Apologetisch getönt ist Stith Thompsons Beitrag *Hypothetical Forms in Folktale Study*: Wenn die «Urförm» auch vielleicht weniger logisch war als ein späterer Subtyp, so sind hypothetische Archetypen doch eine grosse Hilfe im Aufsuchen der Wanderwege eines Erzähltypus. Richard M. Dorson betont in *The Debate over the Trustworthiness of Oral Traditional History* die erstaunliche relative Zuverlässigkeit der mündlichen Überlieferung. Neuland betritt Fritz Harkort in seinen Erwägungen über *Volkserzählungsforschung und Parapsychologie*. In Auseinandersetzung mit Will-Erich Peuckert und bloss sammelnden Parapsychologen tritt er für die Erforschung der «inneren Struktur» aussersinnlicher Erscheinungen (die keineswegs Relikte einer zauberischen Kultur sind) ein.

Aus dem Rahmen der Volksliteratur treten Wolfgang Mohr und Gerhard Lutz heraus, Mohr, indem er *Fiktive und reale Darbietungszeit in Erzählung und Drama* untersucht; er spricht von Fiktionsironie, vom Zwang zur Ausfüllung der epischen Fläche im Spätmittelalter (Iwein), vom nachträglichen Zeitgefühl des Schreibtisches bei Thomas Mann («Krull»); in den Canterbury Tales folgt jede Binnenerzählung dem Gesetz ihres Genres. Gerhard Lutz zeigt die «Freisetzung der Kompositionsrregel» in der heutigen Umgangssprache (dosenfertig, bügelfrei, pflegeleicht, handelsecht...): Eine Schablone macht sich selbstständig, die grammatische Beziehung wird unwichtig (*Freigesetzte Adjektive*). Auch diese Arbeit ist nicht ohne Beziehung zum Lebenswerk des Jubilars, der eine zeitlang Mitarbeiter am Grimmschen Wörterbuch war.

Alle übrigen Rubriken enthalten nur je einen Aufsatz. Historische Volkskunde: Helmut Möller demonstriert an einem liebevoll ausgeleuchteten Beispiel «die Aufklärung des gemeinen Mannes durch den gemeinen Mann» (*Angewandte Aufklärung und magia naturalis*). Brauch: Ingeborg Weber-Kellermann gibt einen Beitrag zur Sozialgeschichte des Schenkens (Wandlungen im 19. Jahrhundert: Aufladung der entleerten Familie, Zunahme des Schenkvermögens, übernatürliche Gabenbringer, denen man nichts wiederschenken kann u.a.: *Über den Brauch des Schenkens*). Volkskunst: Robert Wildhaber bestimmt diesen schillernden Begriff neu, und zwar funktionell: Er soll nur für das gelten, «was durch seine Ausschmückung über die ... blosse Zweckform hinausgeht». Wo eine Verzierung apotropäischen Charakter hat, geht die Bezeichnung Volkskunst fehl. Wildhaber ist sich der Problematik dieser Bestimmung bewusst, hält sie aber innerhalb der Volkskunde für angemessen (*Zur Begriffsbestimmung der Volkskunst*). Haus: Kurt Rankes erster Doktorand Hans August Herrmann berichtet von *Scheunen in Schleswig-Holstein*, wobei er auch auf die Beziehungen zur Hocharchitektur eingeht.

So reich die Gabe ist, die Kurt Ranke dargebracht wurde, und so mannigfach die Beziehungen zu dessen eigenem Werk, ein weites Forschungsgebiet des Jubilars ist nicht vertreten: das Totenbrauchtum. Rankes Lebensleistung, in Harkorts Referat eindrücklich und umfassend vergegenwärtigt, überschreitet also den Kreis, der in der Festschrift ausgemessen wird. Um so eindrücklicher ist die dennoch in ihr enthaltene Vielfalt und vor allem die selbstverständliche Konzentration auf die Erzählungsforschung, mit der

Ranke nicht nur als Gelehrter und Forscher, sondern auch als Anreger, als belebender Organisator, als Mitte eines grossen Freundeskreises am stärksten und auf schönste Weise verbunden ist.

Max Lüthi

### Bibliographien

Österreichische volkskundliche Bibliographie. Im Auftrag des Vereins für Volkskunde in Wien hrsg. von *Klaus Beitl*. Folge 1 bis 3: Verzeichnis der Neuerscheinungen für die Jahre 1965 bis 1967. Bearbeitet von *Klaus Beitl, Ernst Burgstaller, Elfriede Grabner, Maria Kundgraber*. Wien, Verlag Notring, 1969. XV, 192 S.

Die Österreicher haben mit dieser Bibliographie eine geradezu vorbildliche Leistung geschaffen. Es ging nicht nur darum, «die Veröffentlichungstätigkeit der lebenden Generation deutlicher vor der Öffentlichkeit herauszustellen, als dies bei der Einordnung der landeseigenen Veröffentlichungen in die Reihen, in die Abschnitte der Internationalen Bibliographie eben möglich ist», sondern es zeigt sich auch das verständliche Bestreben, diese Tätigkeit nun vollumfänglich zu erfassen. Es gab zwar schon frühere Ansätze zur Schaffung von Bibliographien für die einzelnen Bundesländer, doch ist es meist bei unvollendeten Ansätzen geblieben; nur das Burgenland hat dank der unermüdlichen Arbeit des verstorbenen Karl M. Klier seine umfassende Bibliographie erhalten. Die neue gesamtösterreichische Bibliographie ist als Jahresbibliographie gedacht; einzig der Eröffnungsband umfasst drei Jahre. Ihr Einteilungsprinzip ist erfreulicherweise im grossen und ganzen dasjenige der Internationalen Bibliographie; dass sie im einzelnen weitergeht und in präzisere Kleingruppen aufspaltet, ist höchst verständlich und erleichtert dem Forscher das Aufsuchen. Es sollen berücksichtigt werden die volkskundlichen Publikationen 1. von österreichischen Autoren, 2. über Österreich und 3. von ausländischen Autoren, soweit darin die österreichische Volkskunde berührt wird. Die 1377 Nummern dieses ersten Heftes sind bereits durch die genaue Einreichung gekennzeichnet; einzelne erhalten aber überdies noch stichwortartige Ergänzungssangaben. Ganz besonders lobend hervorzuheben sind die aufschlüsselnden Verzeichnisse und Register, so dasjenige der Zeitschriften, dann diejenigen für Autoren und Personen, Sachen und vor allem das Ortsverzeichnis, das in einer grossen Internationalen Bibliographie beinahe unmöglich zu bearbeiten ist und dessen Fehlen doch so schmerzlich vermisst wird. Die Bearbeiter sind gleichzeitig die Mitarbeiter an der Internationalen Bibliographie, so dass auch in dieser Hinsicht jede Gewähr für eine erspriessliche Zusammenarbeit gegeben ist. Vor allem die Schweizer Volkskunde wird diese Publikation des österreichischen Nachbarn mit Gewinn benützen.

Wildhaber

*Historia Agriculturae. Jaarboek uitgegeven door Het Nederlands Agronomisch-Historisch Instituut te Groningen*. Groningen, Wolters-Noordhoff. Bd. 9, 1968. 374 S.

Der Band enthält eine Bibliographie landwirtschaftlicher Publikationen aus den Jahren 1961–1963, zusammengestellt vom Groninger Institut unter Mitwirkung eines Mitarbeiter-Teams. Im Gegensatz zur ungarischen internationalen, landwirtschaftlichen Bibliographie, die nach Sachgruppen aufgeteilt ist, ist hier die geographische Anordnung durchgeführt; allerdings fehlen bei der holländischen Bibliographie die Register zur leichteren Aufschlüsselung. Es sind im ganzen 1655 Nummern verzeichnet. Im Jahrbuch finden sich auch zwei umfangreichere Aufsätze (in holländischer Sprache); der eine – verfasst von *T. W. Bieze* – gibt eine beschreibende Liste von Karten, die von Militär-Ingenieuren in den Jahren 1780–1840 gezeichnet wurden und die für die Geschichte der Landwirtschaft von Bedeutung sind. Die andere Arbeit, von *L. S. Meihuizen* und *J. A. Kuperus*, publiziert das Konto- und Kassabuch eines wohlhabenden Grundbesitzers in der Provinz Nord-Holland, des Bürgermeisters Jacob Koorn, aus den Jahren 1734–1748. Durch die peinlich genaue Buchführung erlaubt es einen ausgezeichneten Einblick in die sozialen Verhältnisse, vor allem der reichen Bauernschicht, um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Wildhaber

*Bibliographia Historiae Rerum Rusticarum Internationalis* 1966. Redegit Péter Gunst. Budapest, Magyar Mezőgazdasági Múzeum, 1969. 274 S.

Mit gewohnter Umsicht und Sorgfalt lässt Péter Gunst die von ihm redigierte internationale, landwirtschaftliche Bibliographie erscheinen. Sie umfasst das Jahr 1966 (mit 3269 Nummern); überdies enthält sie ein recht umfangreiches Supplement von Publikationen aus den Jahren 1960–65 (mit weiteren 1348 Nummern). Dank der wachsenden Mitarbeiterzahl aus allen Teilen der Welt ist eine umfassende Ergreifung aller einschlägigen Arbeiten gewährleistet. Die Einteilung erfolgt nach Sachgruppen. Die geographische Erfassung ist durch ein Register leicht möglich; dieses ist nach Erdteilen angeordnet; innerhalb der Erdteile geschieht die Einreihung in Länder und Grossregionen. Der umfangreiche Autoren-Index enthält auch die Buchtitel, welche keinen Namen aufweisen.

Wildhaber

*Veysel Arseven*, Açıklamalı. Türk halk müziği kitap ve makaleler. Bibliyografyası. İstanbul, Millî Eğitim Basımevi, 1969. 210 S. (Millî Folklor Enstitüsü Yayınları, 1).

Wir können leider nichts anderes tun als den Fachgelehrten darauf aufmerksam machen, dass nun auch eine recht umfangreiche türkische, volkskundliche Bibliographie vorliegt. Sie ist offenbar nur für den türkischen Hausgebrauch bestimmt, da weder eine kurze Inhaltsangabe noch irgendein Verzeichnis in einer westlichen Sprache beigegeben ist; schade!

Wildhaber

#### *Allgemeines und Monographien*

*Dietrich W. H. Schwarz*, Die Kultur der Schweiz. Zürich, Verlag Berichthaus, 1967. VIII, 408 S., 254 Abb., 4 Farbtaf., 4 Karten. (Lizenzsonderausgabe aus dem Handbuch der Kulturgeschichte).

Kleinere Kulturgeschichten aus zeitlich und geographisch begrenzten Epochen und Räumen der Schweiz gibt es einige sehr schöne und gewichtige, aber an eine «Kultur der Schweiz» hatte sich bisher noch niemand gewagt. Es brauchte dazu die erlesenen und überlegenen Kenntnisse und die Bewandertheit von Dietrich Schwarz, um diese Aufgabe in so überzeugender und meisterhafter Art zu lösen. Wir sind ihm für die riesige Mühe, die er auf sich genommen hat, zu wahrhaft grossem Dank verpflichtet. Wohl sagt er selbst im Vorwort, es sei auch schon ausgesprochen worden, dass ein einzelner eine solche Aufgabe nicht mehr bewältigen könne. Aber: «Ein volliger Verzicht auf jede Gesamtdarstellung schiene mir eine bedauerliche Kapitulation vor Spezialistentum und ein unzulässiger Verzicht auf die menschliche Anteilnahme an dem, aus dem wir und unsere Kultur hervorgegangen sind.» So stellt er sich als Aufgabe darzulegen, welchen Anteil das schweizerische Gebiet an der allgemeinen Kulturentwicklung hat, was es an bedeutenden Leistungen dazu beitrug, aus welchen Elementen sich die Bevölkerung der Schweiz gebildet hat. Gewiss: «Auswahl und Blickrichtung bleiben darum etwas sehr Persönliches, an dem von jedermann Kritik geübt werden kann». Selbst dann, wenn man Kritik üben wollte, würde sie an Kleinigkeiten haften bleiben, und sie würde die grossartige Gesamtleistung völlig übersehen. Denn gerade in der gänzlichen Geschlossenheit der Darstellung aus einem Guss besteht ihr grosser Vorzug.

Man mag sich vielleicht fragen, ob es wirklich eine «schweizerische Kultur» gebe. Und dieser Frage mag der Volkskundler wohl etwas befangener und zurückhaltender gegenüberstehen als es der Kulturhistoriker tun darf. Es kommt wohl auch darauf an, was man darunter verstehen will. Gewiss, eine schweizerische Kultur im Sinne eines nationalen Kulturbewusstseins gibt es, aber wir würden zögern, von einer gesamtschweizerischen volkstümlichen Kultur oder Hochkultur zu sprechen. Der Volkskundler sieht hier vielleicht doch stärker die jeweiligen regionalen Gebundenheiten und die Zusammenhänge mit ausländischen Nachbarn. Aber Schwarz ging es ja eben darum zu zeigen, was wir als unsere nationale Schöpfung ansehen möchten und sicherlich auch dürfen.

Der Verfasser teilt sein Buch in wohlabgewogene Kapitel kultureller Epochen ein, die nach seiner Auffassung neue Ideen und neue Gestaltungen der Lebenshaltung und der Staatsführung mit sich bringen. Die Unterabteilungen richten sich denn auch immer wieder nach diesen Leitideen und Schwerpunkten. Da sind es die grossen kirchlichen Zentren, welche das Bild des Frühmittelalters entscheidend formen. Wesentliche Elemente des Hochmittelalters sind die Klöster, die Kreuzzüge mit den geistlichen Ritterorden, das Rittertum, aber doch auch schon die Städte und die Dörfer. Der Einfluss des Bürgertums und der Handwerker bekommt allmählich die Oberhand, bis im Zeitalter des Absolutismus und der Aufklärung die Schwerpunkte sich wieder etwas verlagern. So verfolgt Schwarz die Impulse, die von aussen oder aus innerer Notwendigkeit heraus wirken, bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Es ist klar, dass Wissenschaft, Literatur, Kunst und Musik in ihren bestimmenden Einflüssen aufgewiesen werden müssen, aber daneben vergisst der Verfasser das ebenso wirksame staatliche, soziale und kirchliche Leben nicht; er geht in einzelnen Abschnitten auch auf «Wirtschaft und Alltag», den «Hexenwahn», «Tägliches Leben, Sport, Ausstellungen» ein und bringt gerade zu diesen Themen eine Reihe von ganz ausgezeichneten Abbildungen. Man spürt Schwarz seine grosse Vertrautheit auch mit der volkstümlichen Kultur der Schweiz an, besonders wenn es das Bündnerland angeht. (Der Verfasser hat mir aus dem Herzen gesprochen, wenn er sagt: «Bündnerfleisch ist an und für sich eine unrichtige und hässliche Bezeichnung»; richtig heißt es Bindenfleisch!). Seine Bemerkungen über die Bedeutung der Schützenfeste und der Landesausstellungen für das nationale Bewusstsein sind treffend und trefflich. Und ein letztes Lob gehört ihm und dem Verlag für das unerhört reiche und anregende Bildermaterial.

Wildhaber

*Jörg Haug*, Heimatkunde und Volkskunde. Tübingen, Tübinger Vereinigung für Volkskunde, 1969. 227 S. (Volksleben, 22).

Heimatkunde ist an der deutschen Elementarschule entweder ein eigenes Fach, oder sie bildet den Rahmen für den sog. Gesamtunterricht. Enge Beziehungen zur Volkskunde liegen in der Natur der Sache, und so stellen sich ähnliche Probleme wie beim Thema «Das Bild der Heimat im Schullesebuch», worüber Jörg Ehni in einem früheren Bande derselben Reihe gehandelt hat (vgl. SAVk 64, 192). Auch Haug verweist darauf, dass im Heimatkundeunterricht manches antiquiert ist, aber er erkennt (offenbar als Mann der Praxis) Sinn und Zweck einer volkskundlich orientierten Heimatkunde an. – Für die Geschichte der Pädagogik beachtlich ist die Genealogie der Heimatkunde: Seit Pestalozzi beschäftigt sich die Schule mit der dem Kinde vertrauten Welt, seiner «Heimat», um es vom Bekannten zum Unbekannten zu führen. (Eine Untersuchung der schweizerischen Heimatkundebücher dürfte sich besonders lohnen, da diese literarische Gattung, offenbar aus Gründen des Föderalismus, bei uns früher und intensiver gefördert wurde als in Deutschland.) Im weitern hat Haug über eine ausgedehnte Enquête bei 762 Lehrern in Baden-Württemberg zu erfahren gesucht, wie sie ihren Heimatkundeunterricht gestalten und wie weit ihre Kenntnisse reichen. Die Ergebnisse waren eher bescheiden, und das veranlasst denn den Verfasser, für eine verstärkte Berücksichtigung der Volkskunde an den Pädagogischen Hochschulen einzutreten. – Die Gefahren einer verfälschenden Volkskunde gerade im pädagogischen Bereich sind Haug zwar bekannt, aber leider hat er es unterlassen festzuhalten, wie die Schüler auf das reagieren, was ihnen die Schule an «Volkskunde» vorsetzt. Gerade dieser entscheidenden Seite des Problems wäre mit einer gut vorbereiteten Enquête sicher beizukommen. – Hervorgehoben sei, dass Haug im Unterschied zu seinem ehemaligen Kommilitonen Emmerich (vgl. SAVk 65, 98f.) die Volkskunde wegen der auch hier nicht verschwiegenen Missgriffe der NS-Zeit nicht überhaupt liquidieren will.

Trümpy

*Camill Schmid*, Bellwald. Sach- und Sprachwandel seit 1900. Basel, G. Krebs Verlagsbuchhandlung, 1969. 258 S., 44 Zeichnungen im Text. Beilage: Wörterverzeichnis. (Schriften der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde, 49).

Camill Schmid, selber aus diesem höchstgelegenen Dorf des Goms (Oberwallis) stammend, legt hier seine Dissertation vor, die an der Universität Fribourg entstanden ist. Seine Arbeit will «die Entwicklung des bäuerlichen Lebenskreises von Bellwald in sachlicher und sprachlicher Beleuchtung innerhalb der noch lebenden Generation(en) aufzeigen» (Einl. V). Zu diesem Zweck bediente sich der Verf. einer besondern Aufnahmetechnik: Im ersten Sommer (1960) unterhielt er sich mit Vertretern verschiedener Altersklassen einzeln über die gleichen Gegenstände und Sachgebiete. Dabei teilte er die Gewährsleute nach drei Alterskategorien ein: die älteste (über 60), die mittlere (30–50) und die jüngste. Im zweiten Sommer wurden gemeinsame Gespräche mit allen Beteiligten abgehalten und auf Tonband registriert. So liess sich der Wandel von einer Generation zur andern besonders gut beobachten. Es zeigte sich, dass die mittlere Generation über den weitesten Wortschatz verfügte, weil sie an beiden sprachlichen Sphären, der traditionellen und der modernen, teilnimmt. Am sprachlich unbeholfensten erwies sich die jüngste Generation.

Zum Ergebnis: Schmid breitet in seiner Studie einen gewaltigen Reichtum an Materialien aus. Anhand der Terminologie durchschreitet er den ganzen materiellen, gesellschaftlichen, sozialen und geistigen Bereich der Dorfgemeinschaft. Alle Ausdrücke werden exakt belegt und in ihrem Wandel festgehalten. Die meisten Gegenstände sind durch Zeichnungen von P. A. Blum veranschaulicht, die manchmal recht geglückt sind, zuweilen aber auch dilettantisch wirken. Ein erstes grosses Lob verdient die Arbeit vom Sachlich-Dokumentarischen her. Wer immer sich in Zukunft mit der Sachkultur im Alpengebiet befassen wird, kann an dieser Arbeit nicht vorbeigehen. Doch bald sprengt Schmid den Rahmen einer blossen Sach- und Sprachuntersuchung. Er stösst in die seelisch-geistigen Hintergründe und Zusammenhänge des Dorflebens vor. So wird das Buch – und das ist das zweite grosse Lob – zu einer eigentlichen und umfassenden Monographie eines Walliser Dorfes. Trotzdem muss auch ein Tadel angebracht werden. Der sprachliche Ausdruck ist nicht immer korrekt und sorgfältig; ärgerliche und sinnstörende Druckfehler, mangelhafte Interpunktionsfehler mindern den vorzüglichen Eindruck. (So unvollständiger Satz S. 18; «aber diesen auf Blechkübeln gelegte Holzdeckel nannte man...» S. 19. Was soll man unter einem «aus einem Stück Holz geflochtenen Gefäss» verstehen? S. 23, oder «Viele lassen die Säcke, in denen sie das Mehl im Speicher aufbewahren, eher von den Mäusen auffressen, anstatt es in die Brete zu leeren.» S. 21 usw. Zudem fehlt eine Abbildung.) Dies ist um so bedauerlicher, weil man bei den Publikationen der Schweiz. Gesellschaft für Volkskunde an ein hohes Niveau der Ausführung gewöhnt ist. Diese zwar ärgerlichen Mängel vermögen den vorzüglichen Gesamteindruck des Buches jedoch nicht zu schmälern. Bellwald war um die Jahrhundertwende weitgehend Eigenversorger. Das Dorf wies einen einzigen kleinen Laden auf, es wurde sehr wenig Alkohol konsumiert. Wie anders die Dinge heute geworden sind, kann man bei Schmid nachlesen. Das Dorf ist nur noch zu einem geringen Teil Selbstversorger. Der Verf. belegt dies schlagend mit Umsatzzahlen von Konsum und Handlung (S. 98 f.). Sehr stark wirkt sich der Einfluss der Feriengäste auf das Leben der Einheimischen aus, so z.B. in der Frage der Kleidung (S. 101). Dieser Einfluss ist zum Teil verheerend. Das Wallis zeigt hier nicht die Resistenz, wie sie andere Gebiete, die seit langem Touristengegenden sind, aufweisen. Bei der Lektüre des Buches, die mehr und mehr fasziniert, wird man sich bewusst, dass es sich eigentlich um einen Dokumentarbericht über den Zerfall einer Dorfkultur handelt, die noch um die Jahrhundertwende in sich geschlossen war und aus eigenen Wurzeln lebte. Nun steht die Dorfgemeinschaft dem Zugwind offen, allen äussern Einflüssen im Guten wie im Schlechten. Die Arbeit von C. Schmid ist ein Abgesang, exakt belegt, auf eine gewesene Kultur.

Paul Hugger

*Bernard Janin, Une région alpine originale: Le Val d'Aoste. Tradition et renouveau. Grenoble, Imprimerie Allier, 1968. 590 S., 61 graphische Darstellungen und Karten, 52 Tabellen, 59 Photographien (davon 3 farbig), 550 Nr. Bibliographie.*

Das Aostatal erfährt in diesem Buch eine erschöpfende kulturgeographische Behand-

lung. Seine Lage, – einsteils ist es durch die Berge klar von der Umgebung abgehoben und abgeschlossen, andernteils dank der Pässe und neuerdings der Tunnels zum Durchgangsland und zur Drehscheibe im Alpengebiet geworden – ist eine ideale Voraussetzung für eine Monographie. Die Doppelfunktion: Zelle und Drehscheibe, hat das Schicksal des Aostatals bestimmt. Die Abgeschlossenheit hat den Individualismus und Partikularismus der einzelnen Bewohner wie der Talschaften gefördert, aber durch die Ausrichtung auf ein einziges Zentrum (Aosta) auch ein starkes Zusammengehörigkeitsgefühl geschaffen. Das Durchgangsland hinwiederum ist allen Einflüssen von aussen her ausgesetzt. Ursprünglich reines Agrar- und Weideland, springt das Aostatal im 20. Jahrhundert in die Industrialisierung, die, kaum zur vollen Entfaltung gelangt, vom Handel und Tourismus abgelöst wird. Diese Tatsachen, verbunden mit einer starken Bevölkerungsfluktuation, in der sich Ein- und Auswanderung folgen oder auch vermischen, haben zu jener Krisen (= Entscheidungs-)situation geführt, in der das Land heute steckt. Die Revolution im Sekundär- und Tertiärsектор und der unausweichliche Rückgang im Primärsektor führen zu einer allgemeinen Hebung des Lebensstandards. Die fortgesetzte Einwanderung und die Zugehörigkeit zum italienischen Staat gefährdet die linguistische und ethnographische Eigenart des französischsprachigen Aostatals. Es wird sowohl italienisiert (durch Verwaltung und Massenmedien) wie von italienischen Dialekten durchsetzt. Die Notwendigkeit vieler Einwohner, sozusagen vier Sprachen zu sprechen (den angestammten Heimatdialekt, z. B. venetisch oder kalabrisch, die italienische Umgangssprache, den autochthonen Valdostanerdialekt und französisch) hat eine fortschreitende Ausschaltung des Französischen zur Folge. Hauptgründe sind das Fehlen eines genügend starken kulturellen Zentrums (etwa einer eigenen Universität), die sehr prekäre Autonomie, die dem Aostatal vom italienischen Staat gewährt wurde, wenig Anlehnungsmöglichkeit an die französische Kultur. Die arbeitslos gewordene Landbevölkerung, die ihren Anschluss an die neue Gesellschaft nur an der Basis der sozialen Leiter findet und somit ganz entwurzelt ist, bildet einen günstigen Nährboden für kommunistisches Gedankengut. Die Liturgiereform des 2. vatikanischen Konzils, die im Gottesdienst an Stelle des Lateins die Landessprache einführte, hat ungewollt auch das Italienische zur vorherrschenden Sprache der Liturgie (und auch der Predigt) gemacht. Das Französische ist provinziell, kraftlos, die Lehrer kennen es schlecht und unterrichten es dementsprechend.

Der Verfasser erhofft sich von einem «Europa der Regionen» eine Bewahrung des Aostatals in seiner Eigenart, ohne dass es auf seine kulturell-wirtschaftliche Entwicklung verzichten müsste. Ein föderalistisches Europa könnte derart historisch und geographisch geprägte Landschaften wie das Aostatal aus dem Sog nationaler und sprachlicher Einheitsbestrebungen reissen; dem Aostatal käme dank seiner vermittelnden Stellung eine besondere Aufgabe zu. Das Buch zeigt mit aller wünschenswerten Deutlichkeit, wie sehr geographische, ökonomische und historische Gegebenheiten zu einem Kulturwandel führen, der alle Traditionen ins Wanken bringt und damit grosse Unsicherheit schafft. Wenn es diese Traditionen auch nicht im einzelnen beschreibt, weist es doch die Bedingungen auf, unter denen sie gedeihen und sich wandeln. Darum ist es auch für die Volkskundler ein wichtiges Buch.

Iso Baumer

*Georges Viryaud, Oradour-Saint-Genest jusqu'au XVIII<sup>e</sup> siècle. Supplément au Bulletin de la Société d'ethnographie du Limousin et de la Marche, n° 32, mars 1969, (Limoges). 92 p., ill.*

L'auteur, en se basant sur des documents d'archives municipales et départementales, se livre à une étude historique de la paroisse d'Oradour-Saint-Genest, dans le canton du Dorat, au N.-O. de la Haute-Vienne. Il la situe tout d'abord dans son cadre géographique – la commune a les mêmes limites que la paroisse d'Ancien Régime à laquelle elle a succédé – et se livre ensuite à d'intéressantes hypothèses sur l'origine du bourg et de la paroisse d'Oradour, vieux mot de langue d'Oc signifiant «oratoire», endroit où l'on prie. L'étude proprement dite débute par la description des villages et des métairies aux XV<sup>e</sup> et XVI<sup>e</sup> siècles (les documents d'après la guerre de Cent Ans étant plus nombreux) et se

poursuit par l'analyse du Comté de la Marche dans la paroisse, des seigneuries ecclésiastiques et laïques. Si les premières restèrent à peu près immuables du XV<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècles, les secondes en revanche se regroupèrent ou se divisèrent, changèrent de mains et passèrent finalement de la noblesse à la bourgeoisie. L'auteur souligne le rôle que jouaient à cette époque les forêts et les landes dans l'économie, fournissant le bois et la litière, servant de pacage aux moutons et aux porcs et note que chaque seigneurie, désireuse de posséder tout ce qui était nécessaire à la vie agricole, apparaissait initialement comme une unité d'exploitation. Et de décrire tour à tour, les droits du Comte de la Marche, du Chapitre du Dorat, des prieurés de Longé, de Saint-Maurice de Lathus et de la cure. Les revenus ecclésiastiques étaient constitués par les dîmes et les rentes affectées à des fondations pieuses telles que les vicairies. L'auteur poursuit par l'étude de la plus importante seigneurie laïque: La Perrière, vassale directe du roi, sans droit de haute justice où, du XIII<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècles, quatre grandes familles s'y succédèrent. Quant à l'histoire des petites seigneuries laïques, elle illustre la décadence de la noblesse de la paroisse aux XVI<sup>e</sup> et XVII<sup>e</sup> siècles, noblesse qui déclinera face aux progrès de la bourgeoisie du Dorat. D'intéressantes considérations sur l'économie illustrent l'importance du commerce des grains et de l'agriculture dont le rendement est faible. Si les terres de labour étaient très étendues, les prairies étaient restreintes d'où le peu de bovins et la prédominance des bœufs – bêtes de trait – sur les vaches. Quant aux artisans, ils étaient peu nombreux et la paroisse ne pouvant vivre sur elle-même, les chefs de famille travaillaient «hors de province» comme maçons ou sabotiers.

L'analyse de la société nous apprend qu'Oradour ne possédait pas véritablement de bourgeoisie rurale, les fermiers, les marchands et les maçons étaient les plus influents et l'auteur démontre par l'exemple de deux familles, importantes pour la paroisse et pendant la Révolution, que la hiérarchie paysanne n'avait rien d'absolu et qu'un minimum d'instruction suffisait pour s'y éléver. Les institutions paroissiales étaient incarnées par le syndic fabricien et le sacristain, l'un s'occupant des biens de l'église, l'autre assistant le prêtre; par les sept collecteurs recueillant l'argent des impôts directs, par le préposé perpétuel qui les remplacera dès 1766 sur une initiative de Turgot, et par le syndic «actuel» – ainsi nommé pour le distinguer du syndic fabricien – responsable de la paroisse devant l'administration. Tous étaient soumis à l'autorité de l'assemblée paroissiale où les décisions étaient prises «d'une anime voix». L'auteur se livre finalement à des remarques sur la paroisse pendant la Révolution – les documents ne permettant pas d'en faire l'histoire continue – et constate que si certains paysans y ont participé, elle n'a pas beaucoup modifié le régime de la propriété et la vie restait encore très dure au début du XIX<sup>e</sup> siècle. Cette monographie restitue avec précision et rigueur la vie d'une paroisse du XV<sup>e</sup> au XVIII<sup>e</sup> siècles dans ses relations communautaires, son organisation sociale, son économie et ses institutions.

Jacques Hainard

*Hans Berger, Volkskundlich-soziologische Aspekte der Namengebung in Frutigen (Berner Oberland). Bern, Verlag Paul Haupt, 1967. 354 S. und 8 unpaginierte S. Titelsei mit Inhaltsverzeichnis (Sprache und Dichtung, NF 14).*

Der Verfasser dieser Berner Dissertation hat in erfreulicher Weise anhand eines reichen Materials, das um 1200 beginnt und das zu seinem Vorteil von Lokalhistorikern bereits aufgearbeitet war, untersucht, wieweit sich in der Namengebung der Frutiger eine Kontinuität, wie weit und warum sich Änderungen feststellen lassen. Dank einer Fülle von Namenlisten hat der Leser die Möglichkeit, die Entwicklung zu kontrollieren, und Berger liefert ihm dazu den historischen Kommentar und Interpretationsvorschläge. Nicht immer lassen sich freilich Gründe erkennen; es lässt sich z.B. nicht ersehen, warum *Paul* seit alters kaum einmal vorkommt, während *Peter* durchaus beliebt war. Dass trotz der Nähe des Thunersees *Beat* lange Zeit fehlt, erklärt sich wohl daraus, dass man den Lokalheiligen *Gwer* (Quirinus; vgl. SVk 59, 76 ff.) vorzog. Bemerkenswert gering war für die Namengebung der Einfluss der Reformation, und auch die neuste Zeit hat bisher nicht allzu viele Spuren hinterlassen, so dass Bergers Skepsis gegenüber dem angeblich ver-

heerenden Einfluss der «Massenmedien» wenigstens auf diesem Sektor gerechtfertigt ist. – Wenn auch die Vornamen, deren Wahl grundsätzlich frei ist, im Vordergrunde der Untersuchungen stehen, so sind doch die Familiennamen mitberücksichtigt, und sie geben Anlass zu bemerkenswerten familiengeschichtlichen Ausführungen. (Zum Beispiel wird eine gewisse Inzucht in den «Spissen», den kleinen Siedlungen links von der Engstlichen, deutlich.) Die angezogene Literatur hätte vermutlich noch einige Erweiterungen verdient; jedenfalls vermissen wir zur Reformationszeit die Diss. von Hermann Specker, *Die Reformationswirren im Berner Oberland*, und zum Namen Verena das bekannte Buch von Adolf Reinle.

Trümpy

American manners and morals. A picture history of how we behaved and misbehaved. By *Mary Cable* and the editors of American Heritage. New York, American Heritage Publishing Co., 1969. 399 S., zahlreiche Abb. (worunter viele farbige).

Neben zwei gepflegten und allgemein interessierenden Zeitschriften kulturellen Inhalts gibt der American Heritage Verlag auch Bücher über amerikanische Geschichte und Kulturgeschichte heraus, die sich bewusst an ein breites Publikum richten. Es handelt sich dabei keineswegs um Kompilationen aus wissenschaftlichen und semi-wissenschaftlichen Werken, sondern immer um selbständige erarbeitete Publikationen, deren Ziel nicht in der Tiefgründigkeit besteht, sondern eher darin, einen unterhaltsamen, ungewöhnlich reich bebilderten Querschnitt aus irgendeinem Abschnitt der amerikanischen Kultur zu vermitteln. Dies ist denn auch der Fall in dem eben herausgekommenen Bilderbuch über das gute und das schlechte Benehmen der Amerikaner. Es ist eine gut und flüssig geschriebene Kultur- und Sittengeschichte, die weder anklägerisch noch beschönigend oder gar patriotisch verklärend sein will, sondern die in kaleidoskopartigen Ausschnitten verschiedene Entwicklungsstufen heraushebt. Es fängt an mit Amerikas ersten Siedlern aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts und hört auf mit Bildern aus unserer Zeit, aus der Zeit der um eine neue Daseinsform ringenden Jugend. Zwischen drin stehen die Sittenstrenge der Colonial Era, aber auch die Gay Nineties und die Roaring Twenties. In diesen Epochen hat Amerika mit ungefähr allem experimentiert; es hat alles überlebt und bewältigt und hat immer wieder die Kraft für neue Experimente gefunden (und unterscheidet sich zum mindesten in dieser Hinsicht wohltuend von Ländern, die Angst vor jeder Abweichung von der Normenlinie haben und Dichter, die künstlerisch frei gestalten, mit Gefängnis bestrafen). Das Buch versucht, Persönlichkeiten und Ereignisse zu schildern, welche zur Formung des heutigen amerikanischen Charakters beigetragen haben; zur Erhellung dieser Vorgänge werden alle nur denkbaren Aspekte der Gesellschaft und des Staatswesens herangeholt und benutzt. Eingeflochten sind Texte aus alten Reisebeschreibungen, religiösen Traktaten, amtlichen Erlassen, Zeitungsannoncen und ähnlichem mehr (ohne wissenschaftliche Zitierung der Belegstellen). Der ganz besondere Reiz des Buches besteht aber in der tadellos reproduzierten Fülle von Abbildungsmaterial, für das *Meryle R. Evans* verantwortlich ist. Es ist ganz erstaunlich, was sie alles aufgetrieben hat aus Anstandsbüchern und Schulfibel, aus Zirkusanzeigen und Theaterprogrammen, aus Belegen zum Sklavenwesen, zur Frauenbewegung, zu Sektierertum und Heilsarmee, aus alten Firmenkatalogen und vielen anderen Quellen. Teilweise handelt es sich auch um Belege zur Druckgraphik; so finden sich einige Lithographien, die von der berühmten Firma Currier and Ives hergestellt wurden (cf. SAVk 60, 1964, 209). Erwähnt seien ein Druck von 1855 «Streit um die Hosen» und die «Schnapsschlange». Wildhaber

#### *Sachvolkskunde und Volkskunst*

Károly Gadl, Zum bäuerlichen Gerätebestand im 19. und 20. Jahrhundert. Forschungsergebnisse zur vergleichenden Sachvolkskunde und volkskundlichen Museologie. Wien, Hermann Böhlaus Nachf., 1969. 245 S., 21 Photos, 68 Taf. mit Zeichnungen. (Österreich. Akademie der Wiss., phil.-hist. Klasse, Sitzungsberichte, 261:1).

Gerätekunde setzt im allgemeinen die Kenntnis und Beschreibung aller Geräte voraus, die zu einem bestimmten, grösseren oder kleineren, Arbeitsprozess gehören; es handelt sich um die Darstellung eines ergologischen Prozesses, in dem das Gerät nur ein einzelner technischer Bestandteil ist. Es kann meinetwegen noch die Handhabung des Gerätes durch den Menschen beschrieben werden, aber es geht üblicherweise nicht um die Stellung des Menschen zu seinem Gerät, um die Änderung des Gerätes infolge veränderter sozialer Grundlagen im Arbeitskollektiv (also nicht etwa infolge eines geänderten technologischen Vorganges!). Diese Wechselbeziehung zwischen Mensch und Gerät ist bisher in einzigartiger Weise durch Edit Fél und Tamás Hofer ausgearbeitet worden (am Beispiel des Dorfes Atány im Komitat Heves). Mit der vorliegenden Arbeit von Gaál erhalten wir einen weiteren, ganz ausgezeichneten Beitrag zu diesem Thema. Der Verfasser hat das von Magyaren bewohnte Dorf Unterwart im Burgenland zum Mittelpunkt seiner Forschungen gemacht. Hier hat er aus 39 Häusern die nicht mehr benützten und auf die Seite gestellten Geräte aufgenommen; das ergab 402 Gegenstände, also etwa 10 pro Haus (was im Vergleich zu einem Schweizer Bauernhaus eine recht niedrige Zahl ist). Das Erstaunliche ist nun aber, was der Verfasser mit der Befragung über diese Gegenstände herausholt; sie leben vor uns, sie wandern von Generation zu Generation, sie «sinken ab» und werden weggelegt, sie werden wieder hervorgeholt und erhalten eine neue Funktion, sie ändern ihren Namen und werden in einen modernisierten Arbeitsprozess eingespannt, sie werden vom Frauengerät zum Männergerät oder umgekehrt (in beiden Fällen ändern sie meist ihren Namen, weil sie unter dem alten Namen für eine ganz bestimmte Gruppe abgestempelt sind). Gaál hat sich einen möglichst grossen und weitgespannten Kreis von Gewährsleuten ausgesucht: Männer und Frauen, Alte und Junge, Bauern und Arbeiter, weil ihre Kenntnis und Wertung der befragten Geräte ganz verschieden waren, so dass eben aus dieser Verschiedenheit heraus die wechselnde Beziehung Mensch–Gerät wieder schön abgelesen werden konnte. Einzig Amtspersonen und Handwerker hat er ausser acht gelassen, von seinem Standpunkt aus völlig mit Recht, weil diese beiden Gruppen von Anfang an eben nie eine Beziehung zum Gerät als Arbeitswerkzeug hatten. Er hat anderseits sorgfältig auf die Namen geachtet, die in einer sprachlichen Kontaktzone doch vielfach die Herkunftsrichtung des betreffenden Objektes andeuteten. Überdies hat er, gerade im Zusammenhang mit der Namengebung, auch Kontrollproben in benachbarten Ortschaften aufgenommen: in einer magyarischen Nachbarschaft und in einem deutschen ehemaligen Herrschaftszentrum und in einer Bauernsiedlung, die zum Grossbesitz gehörte und also sehr wenig Entwicklungsmöglichkeit hatte. Dazu hat er in Archiven die historischen Ergänzungen gesucht; sie fanden sich in Inventaraufnahmen, Erbschaftsverträgen und Gerichtsprotokollen, allerdings im allgemeinen recht spät (19. Jahrhundert); 15 solcher Archivbelege sind dem Werke beigegeben. Aufschlussreich waren auch die Vergleiche mit der benachbarten Steiermark, wo vor allem das Grazer Museum mit seinen reichhaltigen Beständen und seinem so hilfsbereiten Leiter eine ergiebige Fundgrube darstellte. Die 402 aufgefundenen Gegenstände sind auf 68 Tafeln zeichnerisch dargestellt; gerade diese vollumfängliche Darstellung eines dörflichen Gerätbestandes ist ausserordentlich wichtig und zugleich reizvoll. Es kommt dem Verfasser nicht darauf an, ob das Gerät ein altes verziertes «Familienstück» ist oder ein völlig neues Fabrikprodukt: entscheidend ist: wozu hat es gedient, welche Funktion kam ihm im Arbeitsprozess zu, und warum hat es ausgedient. Zu jedem Gerät erfahren wir die «musealen» Daten; wir erfahren auch, wer das Gerät gemacht hat – erstaunlich viele Geräte wurden von Zigeunern hergestellt – oder wo und von wem (Wanderhändlern) es gekauft wurde. Besonders erfreulich sind die Ausführungen des Verfassers über die Umwandlung des autarken Bauerndorfes zum neuen Arbeiter-Pendler-Dorf und dem damit verbundenen Gerätewechsel. Die alten «Gerätegemeinschaften» zerfallen; einige Geräte werden neu eingegliedert, andere werden mit der Zeit demontiert oder gehen sonst zugrunde. Markt- und Fabrikware lösen die Hausanfertigungen ab. Wer über einzelne Fragen gerne Auskünfte hätte, etwa über die Trennung der Arbeiten zwischen Mann und Frau und über die ihnen jeweils zustehenden Geräte, über Sekundärfunktionen

von Geräten, über das Problem, weshalb einzelne Geräte in einem Dorf vorhanden sind und im andern nicht, über das «Leben und Sterben» von Geräten, wird in diesem Buch eine Antwort finden; wenn diese Antwort auch nicht immer eine Lösung sein wird, so ist sie zumindest ein höchst anregender Hinweis.

Wildhaber

*István Rácz*, Finnische Volkskunst. Einleitung und Bildlegenden von *Niilo Valonen*. Bern und Stuttgart, Verlag Paul Haupt, o.J. (1969). 232 S. mit 210 Taf. (davon 16 farbig).

Der Volkskundler hätte vielleicht an den Beginn dieser Anzeige den Namen seines Kollegen Valonen gesetzt und nicht denjenigen des Photographen Rácz. Aber gerade diese Anordnung sagt sehr viel über das Buch aus: es ist ein Schaubuch allerbester Qualität, die Photos sind von Rácz mit einem unerhörten Feingefühl gestaltet, das Wesentliche ist herausgeholt, wobei in wohltuender Weise sowohl jeder Romantizismus als auch jegliche Effekthascherei vermieden wird. Man kann nur immer wieder sagen, hier ist Wesentliches eingefangen, das seinen Aussagewert wegen der typischen Qualität hat und das nicht einen einmaligen Sonderfall darstellt, der wohl künstlerisch bestehen mag, aber nichts mit volkskundlicher Problemsetzung zu tun hat. Wie typisch und wie gut die Objekte ausgewählt sind, wird einem klar bewusst, wenn man den knappen, aber prägnanten Einleitungstext und die Erläuterungen zu den Bildern von Niilo Valonen liest. Als Direktor des finnischen Freilichtmuseums Seurasaari bei Helsinki und als Professor für finnische Volkskunde war er sicher wie kaum ein anderer berufen, uns mit der finnischen Volkskunst bekannt zu machen, und er tut dies auch mit bewundernswürdiger Überlegenheit. Der Volkskundler darf sich also mit vollem Recht sagen, dass er hier nicht nur ein schönes Schaubuch erhält, sondern einen wissenschaftlich zuverlässigen Text dazu.

Wir freuen uns vor allem deswegen, weil hier Volkskunst nicht als der übliche “All-round”-Spaziergang durch das gesamte Gebiet der Sachkultur angesehen wird, sondern weil es sich hier wirklich um verzierte Gegenstände handelt, deren Verzierung nur bei ganz bestimmten Gelegenheiten angebracht wird und die in ihrer volkskundlichen Funktion erklärt werden. So heisst es z.B. anlässlich der Hochzeit: «Nur das Beste und Schönste war gut genug, weil es vor dem öffentlichen Urteil bestehen sollte.» Man sieht aus dieser Bemerkung ganz deutlich, dass auf jeglichen mythischen Geheimniskram verzichtet wird und dass mit dem nüchternen Urteil einer bärischen Bevölkerung gewertet wird. Viele der Objekte stammen aus dem Freilichtmuseum Seurasaari, andere hat der Photograph auf seinen Reisen durch Finnland aufgenommen. Valonen weist anhand von Beispielen sehr schön auf das Wechselspiel zwischen herrschaftlicher, bürgerlicher und bäuerlicher Kunst hin. Er weist uns auch darauf hin, wie es neben der häuslichen Verfertigung von Objekten früh schon ein spezialisiertes Handwerkertum gab, das sogar Exportgegenstände schuf: Holzgefässe, Spitzenklöppelien und die berühmten Rye-Bettdecken. Das gesamte Material wird in drei charakteristische Regionen eingeteilt, wobei jeweils die entscheidenden Merkmale schön herausgehoben werden: Karelien/Savo, westliches Südfinnland und Ostbottnien, wo schon in vermehrtem Masse schwedischer Einfluss sichtbar wird. Wir müssen es uns versagen, auf die Beschreibung von Einzelheiten einzugehen. Einige Objekte kann man als ausgesprochen finnische Eigenheit bezeichnen: die Kantele, die Rye-Gewebe, die zu den schönsten Produkten der finnischen volkstümlichen Kunst, vor allem des 18. Jahrhunderts, gehören, die schönen Schnitzereien an Festkrügen und Rockenstäben usw. Erwähnen möchten wir die auffällige Astgabel zur Bandweberei, wie sie nur in Südost-Finnland vorkommt (S. 41), die prächtige «Maistange» für Mittsommer (S. 62), die Bockmaske für die Weihnachtstage (S. 123), die entzückenden «Natur-Spielzeuge» (S. 124 und S. 182) und das Thomaskreuz als Weihnachtsschmuck (S. 129). S. 47 würde man besser als «Hemmvorrichtung» bezeichnen anstelle des unklaren «Kummet», ebenso S. 135 als «Dechsel» anstelle von «Hakenbeil»; S. 52 ist eine «Riffel», nicht eine «Reibe».

Wildhaber

*Hermann W. M. Plettenburg*, Licht in huis. Kienspaan, kaars, olielamp. Arnhem, Rijksmuseum voor Volkskunde «Het Nederlands Openluchtmuseum», 1968. 99 S., 91 Abb.

Deutsche Zusammenfassung. (Monografiën van het Rijksmuseum voor Volkskunde «Het Nederlands Openluchtmuseum», 6).

Das Arnhemer Freilichtmuseum gibt in seiner handlichen Monographienreihe ein sehr hübsches Bändchen über die verschiedenen Beleuchtungsmöglichkeiten in früheren Zeiten heraus. Besonders ansprechend sind die ausgezeichneten Photographien und die vielen Wiedergaben von alten Stichen und Gemälden, auf denen sich Beleuchtungskörper irgendwelcher Art befinden. Beschrieben werden Kienspan, Fackel, Kerzen, Lampen und Laternen. Bei jedem einzelnen Abschnitt werden auch die technischen Probleme der Lichterzeugung behandelt; denn danach richteten sich vielfach Verbesserungsversuche an den Leuchtkörpern, so etwa die Behandlung des Dochtes und sein Verhältnis zum Wachs oder anderen Materialien, die Sauerstoffzufuhr bei der Lampe usw. Die Verfasserin beschreibt auch die verschiedenen Materialien, aus denen Kerzenhalter, Lampen und Laternen hergestellt wurden, die Hilfsmittel, die man zum Unterhalt und zur Reinigung der Leuchtkörper verwendete, und die Berufe, die Kerzen gossen und Lampen machten.

Wildhaber

*Ragnar Jirlow und J. M. G. Van der Poel, De inheemse nederlandse ploegen. Wageningen, H. Veenman & Zonen N. V., 1968. 79 S., 53 Abb. Englische Zusammenfassung.*

Zwei international anerkannte Pflugspezialisten geben hier in Gemeinschaftsarbeit ein ansprechendes Heft, versehen mit zahlreichen Photos, über die Pflüge in den Niederlanden heraus. Zunächst erhalten wir einen Abriss über Pflüge in protohistorischer Zeit; in der frühen Bronzezeit handelt es sich noch um den Ard-Typ, der dann etwa im dritten vorchristlichen Jahrhundert durch den Pflug mit Streichbrett abgelöst wird. Der Ard-Typ bleibt daneben aber noch weiterhin bestehen; er verschwindet in den Niederlanden erst etwa mit dem ausgehenden Mittelalter. Neben den wichtigsten Pflugtypen werden ebenfalls die Teile des Pfluges und ihre Benennungen behandelt. Der erste moderne Pflug kommt 1850 aus den Vereinigten Staaten in die Niederlande; ihm folgen englische und von etwa 1860 an deutsche Pflüge. Heute wird fast die gesamte Arbeit von hydraulischen Pflügen mit Traktorantrieb besorgt. Das Heft bietet zugleich einen kurzen Überblick über die Geschichte des niederländischen Ackerbaues. Eine umfangreiche Literaturzusammenstellung ist beigelegt.

Wildhaber

*J. M. G. Van der Poel, Oude nederlandse ploegen. Arnhem, Rijksmuseum voor Volkskunde «Het Nederlands Openluchtmuseum», 1967. 72 S., 50 Abb. (Monografiën van het Rijksmuseum voor Volkskunde «Het Nederlands Openluchtmuseum», 5).*

Der Verfasser gibt eine Übersicht über die Pflugformen, welche von den Bauern in den verschiedenen Teilen der Niederlande gebraucht wurden. Ein vollständiges Bild von der Mannigfaltigkeit dieser Formen zu entwerfen, ist heute allerdings kaum mehr möglich; um 1800 herum z.B. waren schätzungsweise etwa 50 verschiedene Pflüge in den Niederlanden zu unterscheiden. Van der Poel berührt auch kurz die früheren geschichtlichen Zeugnisse und die weitere Entwicklung des Pfluges. Dann werden die Typen in den einzelnen Landesteilen vorgeführt, da die Verschiedenartigkeit der Bodenbeschaffenheit auch verschiedene, den jeweiligen Bedürfnissen angepasste Formen verlangte. Neben Photos und Zeichnungen finden sich erfreulicherweise auch Abbildungsbelege aus alten Gemälden und Stichen. Dazu gibt der Verfasser eine Literaturliste, welche vor allem niederländische, aber auch weitere nordeuropäische Titel umfasst.

Wildhaber

*Maria van Hemert, De handwerken op het eiland Marken. 2. Auflage. Arnhem, Het Nederlands Openluchtmuseum, 1967. 74 S., 104 Abb. (Monografieën van het Rijksmuseum voor Volkskunde «Het Nederlands Openluchtmuseum», 1).*

In diesem reizvoll ausgestatteten Heft geht es im wesentlichen um Stickereien auf "samplers" (eines der Stickmuster stammt von 1640) und auf Trachtenstücken. Für den Interessenten ist das Büchlein noch besonders deshalb wertvoll, weil eine ganze Menge

von Stichen durch klare Zeichnungen erläutert werden. Überhaupt ist die Fülle der Abbildungen erstaunlich; viele davon sind farbig wiedergegeben, denn – so heisst es im Vorwort – «Marken ohne Farben wäre doch eigentlich nicht mehr Marken». Wildhaber

*Rrok Zojzi, Qilima shqiptare [Albanische Teppiche]. Tirana, Instituti i Historisë e Gjuhësise, Sektori i Etnografisë, 1969. Mappe mit je 12 S. Text in Albanisch, Englisch und Französisch, 56 Farbtaf.*

Es ist gut, wenn bei der schnellen und tatkräftig geförderten Entwicklung des albanischen Staates zu einem modernen und leistungsfähigen Industriestaat die Objekte der vergangenen Zeit ihre Darstellung und Würdigung im Rahmen der früheren Kultur finden. Eine solche Würdigung wird in der vorliegenden grossen und geschmackvoll gedruckten Mappe den Teppichen zuteil, welche die Fussböden des albanischen Hauses und insbesondere des Gästeraumes in bunter Fülle und reicher Ornamentik bedeckten. Der Leiter des Ethnographischen Museums, Rrok Zojzi, gibt dem von Ikbale Bihiku aus allen Teilen Albaniens gesammelten Material ein Vorwort mit, in welchem er diese kleinen Bodenteppiche als ehemalige Schlafteppiche erklärt. Gut und klar dargestellt ist der Entwicklungsgang vom reinen Eigenbedarfsprodukt über den «Fabrikanten-Auftraggeber» im kleinen bis zu den Kooperativen des heutigen Albanien. In weiteren Abschnitten werden die verschiedenen Techniken von der Wollbearbeitung an bis zum Knüpfen und Weben dargestellt, ferner wird die Grösse der Teppiche im Zusammenhang mit der jeweiligen Lebensform erörtert, wobei die «neue» Wohnung nur noch kleine und leicht handzuhabende Teppiche erheischt. Diese Techniken werden regional ganz verschieden angewendet; noch deutlicher kommen die regionalen Unterschiede – bis zum heutigen Tag – bei der Vorliebe für bestimmte Farben und Ornamente zum Ausdruck. In einem zusammenfassenden Überblick behandelt Zojzi die drei verschiedenen Hauptarten von Teppichen, wie sie vom albanischen Volk je nach der Herstellungstechnik eingeteilt und mit bestimmten Bezeichnungen auseinandergehalten werden. Innerhalb dieser Gruppen können wiederum klare Zonen mit Vorlieben für bestimmte Arten von Teppichen festgestellt werden, so dass wir damit zugleich einen Einblick in ethnische Aufbaugebiete erhalten, wobei wir allerdings noch nicht wissen, ob sich diese Gebiete auch in weiteren Sparten der Sachkultur voneinander trennen lassen.

Wir dürfen Zojzi Dank wissen für seinen knappen, aber ausserordentlich instruktiven Überblick über ein Teilgebiet der albanischen Ethnologie und Volkskunst. Wildhaber

#### *Brauchtum*

*Dieter Dünninger, Wegsperrre und Lösung (Formen und Motive eines dörflichen Hochzeitsbrauches – Ein Beitrag zur rechtlich-volkskundlichen Brauchtumsforschung). Berlin, Walter de Gruyter & Co., 1967. 415 S. und 8 Tafeln (Schriften zur Volksforschung, 2).*

Ohne jeden Zweifel liegt in diesem Buche eine der gründlichsten und bedeutendsten Publikationen zur Brauchgeschichte vor, die in den letzten Jahren erschienen sind. Die paar kritischen Bemerkungen, die der Rez. anzubringen hat, tun seiner Bewunderung keinen Abbruch. Dass nicht ein Angehöriger der Zunft, sondern ein Rechtshistoriker (und immerhin Sohn eines Zunftgenossen) Verfasser ist, mag nur den betrüben, der vergessen hat, wieviel die Volkskunde seit ihren Anfängen der Rechtsgeschichte verdankt. Mancher mag sich, wenn er den gewichtigen Band zur Hand nimmt, fragen, ob es nicht übertrieben sei, einem einzigen Brauch, dem «Spannen» vor Hochzeitszügen, so viele Seiten zu widmen. Am Ende ergibt sich, dass man keine Seite missen möchte, ja, dass man gerne von Dünningers reichem Wissen und seiner Kunst nüchterner Interpretation noch mehr profitiert hätte.

In einem ersten Teil breitet der Verf. ein umfassendes Quellenmaterial aus, das weit über die Grenzen des deutschen Sprachbereichs hinausgeht. Ganz besonders gut ist auch die (gesamte) Schweiz erfasst, so dass künftig sein Buch für die Behandlung schweizeri-

scher Hochzeitsbräuche unentbehrlich ist. (Hanns Bächtolds bekanntes Werk bewährt sich übrigens noch immer als unschätzbares Hilfsmittel für Verlobungsbräuche, wie sich aus Dünninger ergibt.) Das reiche Material wird im zweiten Teil nach «Motiven» übersichtlich gegliedert, wobei sich nun allenthalben die zentrale Bedeutung der Knabenschaften für die Spannbräuche herausschält; sie vor allem sperren Wege und Zugänge, sie vor allem erhalten die Gaben für die Gewährung des Durchlasses. Sorgfältig werden aber auch alle Sonder- und Nebenformen registriert, Auftritte von Masken an den Sperren beispielsweise, die berühmte «falsche Braut» oder die Bedeutung der Kinder in diesem Brauche. Im letzten Teil schliesslich wendet sich Dünninger mit aller Vorsicht den Problemen des Ursprungs zu, mit Recht darauf bedacht, jede «monokausale» Erklärung zu vermeiden. Mit schlagenden Argumenten kann er verschiedene der bisher geäusserten Theorien zurückweisen, so, dass der Brauch auf Brautraub oder Brautkauf zurückgehe oder dass er als Geisterabwehr oder Fruchtbarkeitszauber zu erklären sei. (In dem aufschlussreichen wissenschaftsgeschichtlichen Abschnitt fehlen leider Hinweise auf Meulis Herleitung der Masken- und Heischebräuche, wo bereits Samters und Mannhardts Theorien abgelehnt sind.) Unverkennbar sind dagegen Beziehungen zum Rechtsbrauch, dass von einem neuen Dorfgenossen ein «Einstand» verlangt wird, und van Genneps Einordnung des Brauches bei den «rites de passage» behält seine Gültigkeit.

Die Quellenlage ist auch in diesem Falle wieder einmal so, dass positive Zeugnisse erst im Spätmittelalter allmählich fassbar werden. Andersseits handelt es sich um einen mindestens in ganz Mitteleuropa «gleichgelagerten und von den gleichen Personengruppen durchgeföhrten Brauch» (S. 11). Die spätere Bemerkung, «dass diese Bräuche in den einzelnen Landschaften spontan und gesondert auf Grund bestimmter gleicher Verhältnisse ihren Ausgang genommen haben» (196), halten wir doch für sehr fragwürdig, obwohl (bzw. weil) dahinter (unbewusst) offenbar die Theorien C. G. Jungs stecken. Selbstverständlich hängt die Lösung dieser Probleme auch davon ab, wie alt die Institution der Knabenschaften überhaupt ist; auch dafür ist Dünningers Werk künftig ein unentbehrliches Hilfsmittel, wenn es auch keine Antwort bereithält, sondern nur davor warnt, mit einer Kontinuität des frühmittelalterlichen Gildenwesens zu rechnen. Erneut wird deutlich, wie dringend es wird, dass die historisch ausgerichteten Volkskundler alle Probleme der Kontinuität nüchtern und von Ideologien unbelastet prüfen. Die gegenwärtig in Deutschland herrschende Skepsis dürfte sich auf die Dauer doch als unfruchtbare erweisen.

Trümpy

*Salvatore Salomone Marino, Costumi e usanze dei contadini in Sicilia, a cura di Aurelio Rigoli. Palermo, Andò editori, 1968. 366 S., 8 Tafeln, 6 Faksimileseiten. (Classici della Cultura Siciliana).*

Aurelio Rigoli, Privatdozent und Lehrbeauftragter für Volkskunde an den Universitäten Messina und Palermo legt die 1897 zum ersten Mal publizierte Studie des Mitbegründers der neueren sizilianischen Volkskunde (neben Pittré) vor, vermehrt um eine Einleitung von gut 20 Seiten, eine biographische Notiz und die vollständige Bibliographie der volkskundlichen Schriften des Autors (1847–1916), die zwischen 1867 und 1914 auf 89 Nummern kommt; im Hauptberuf war auch er, wie Pittré, Arzt.

In der Tat, es handelt sich, wie Rigoli S. 33 sagt, um ein bemerkenswertes und interessantes, anregendes und faszinierendes Buch. Der kenntnisreiche und beobachtungsscharfe Autor informiert über das sizilianische Landleben in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts; in 27 Kapiteln schildert er das Leben zu Hause und auf dem Feld, das Verhältnis zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, Arbeit und Freizeit, die hauptsächlichsten kirchlichen und weltlichen Feste, das Verhalten bei Krankheit und Tod, die Bedeutung der Haustiere, Religion und Magie, Hausrat und Kleidung, Mitgift und Heirat. Leider gibt Salomone Marino höchst selten Ortsangaben und nur vage Zeitbestimmungen; man könnte meinen, seine Beschreibungen gelten für ganz Sizilien und seit eh und je. Immerhin registriert er bisweilen den Wandel der letzten Jahrzehnte, aber mit Bedauern. Und das ist nun bezeichnend: Salomone Marino hängt mit Wehmut an den schönen Sitten und

Bräuchen, er preist das (im grossen ganzen doch glückliche) Landleben gegenüber dem ungesunden Stadtleben; er möchte an den Strukturen nichts ändern, höchstens empfiehlt er den Herrschaften eine verständnisvolle Einstellung und gerechte Behandlung. Auf diese paternalistisch-patriarchalische Haltung weist Rigoli in der Einleitung hin, die auch andere zeitgenössische Stimmen zitiert, denen Salomone Marino allerdings heftig widerspricht: ihr übles Gerede von Schmutz, Verbrechen, zügellosem Triebleben usw. entspringt gar nicht persönlicher Anschauung, sondern böswilliger Phantasie! So ist denn das Buch nicht nur ein volkskundliches, sondern auch ein wissenschaftsgeschichtliches Dokument. Die ihm zugrundeliegende Einstellung ist erst von der jüngeren italienischen Forschergeneration überwunden worden, die sozialkritische Kategorien mit in die Interpretation einbringt und so die historische (oft romantisch eingefärbte) Blickweise ergänzt.

Iso Baumer

Zoltán Ujváry, *Az agrárkultusz kutatása a Magyar és az Európai folklórban* [Forschung des Agrarkults in der ungarischen und europäischen Folklore]. *Műveltség és Hagyomány* 11 (Debrecen 1969) 3–282, Literatur. Deutsche Zusammenfassung.

Die Abhandlung von Ujváry füllt den gesamten elften Band der gehaltvollen Debreciner Zeitschrift. Ujváry hat schon in einer Reihe von Publikationen zum Thema des Agrarkultes und insbesondere der Korndämonen und mythischen Wesen Stellung genommen. Dass er aus diesen Ansätzen heraus nun eine Synthese der ungarischen landwirtschaftlichen Bräuche und Riten versuchen möchte, ist sehr zu begrüßen. Der vorliegende Band ist gewissermassen die Einleitung zu diesem grossen Werk. Er möchte sich hier zu den grundsätzlichen und methodologischen Fragen der Forschung des ungarischen und im weiteren des europäischen Agrarkultes aussieren, und zwar aus der Überlegung heraus, dass die Literatur auf diesem Gebiet so umfangreich geworden ist, dass eine Auseinandersetzung mit den verschiedenen Richtungen im voraus erfolgen sollte, um den eigentlichen «Beschreibungsband» damit nicht mehr belasten zu müssen. Eine besonders wichtige – wenn nicht die wichtigste – Rolle spielt dabei die Stellungnahme zu Wilhelm Mannhardt. Es ist unbestreitbar Ujvárys Verdienst, die Argumente für und gegen Mannhardts Theorie in objektiver Weise einander entgegenzuhalten, wobei die «Für-Argumente» sichtlich die Oberhand gewinnen. Als die schärfsten Gegner von Mannhardt betrachtet Ujváry C. W. von Sydow und Lutz Mackensen. In weiteren Abschnitten behandelt der Verfasser Frazer und Gudmund Hatt, der anhand von präkolumbianischen und indonesischen Forschungen auf die Agrarfolklore in ihrer allgemeinen Bedeutung einging. Es kommen auch die Migrationstheorie von W. Liungman und die Konzeption der «dominanten Interessen» von Albert Eskeröd zur Sprache. Ujváry möchte in seinen Betrachtungen in vermehrtem Masse auf die sozialen und wirtschaftlichen Hintergründe der Bräuche, auf die Beziehungen zwischen dem Jahresbrauchtum und dem Agrarkult (Čicerov, Propp) und auf die Zusammenhänge von maskierten dramatischen Spielen und Bräuchen mit dem Agrarkult eingehen. Gerade auf diesem letzteren Gebiet hat der Verfasser bereits einige ausgezeichnete Aufsätze geschrieben. Bei den Tiermasken scheint ihm die Ziege eine besonders auffällige Rolle zu spielen. Das Problem, das sich ihm stellt, kann so zusammengefasst werden: Was bewirkt die Entwicklung der Agrarbräuche und Agrarriten, woher stammen sie, aus welchen Wurzeln nähren sie sich? Eine Vermischung und Überlagerung der rationalen und magischen Bräuche ist am stärksten in den Agrarüberlieferungen zu beobachten. Als Aufgabe für sein folgendes Buch und als Vorbedingung für umfassendere Schlussfolgerungen ist die eingehende Nebeneinanderstellung der wichtigsten Brauchmotive in der Agrarüberlieferung der mitteleuropäischen Völker vorzunehmen. Wenn dem Verfasser diese Übersicht gelingt, werden wir von ihm ein höchst bedeutsames Werk erhalten. (Wäre es zu viel erwünscht, wenn wir dieses Werk gerne in einer westlichen Sprache geschrieben sähen; eine Zusammenfassung ist doch immer nur ein Notbehelf!).

Wildhaber

*Volksliteratur*

*Hermann Bausinger*, Formen der «Volksposie». Berlin, Erich Schmidt Verlag, 1968. 291 S. (Grundlagen der Germanistik, 6).

Zum ersten Mal tritt uns hier Bausinger als Verfasser eines lehrbuchartigen Werkes entgegen, nämlich einer Gattungstypologie der gesamten «Volksposie», die er zwischen Anführungszeichen gesetzt hat, um nicht die Illusion aufkommen zu lassen, als seien die verschiedenen Formen «einfach so» der berühmt-berüchtigten «Volksseele» entstiegen. Er erweist sich auch sonst als ein glänzender Didaktiker, der Leser, denen volkskundliche Betrachtungsweise noch fremd ist, mit klarer Gliederung und klaren Formulierungen an den Stoff heranführt. Hinsichtlich der Gattung zielt er auf Vollständigkeit; er beginnt mit Formeln, führt über Sprichwort, Inschriften, Rätseln und Witzen zu den bekannten Erzählgattungen und schliesslich zu den beiden Dichtungsarten, die auf eine zweite Kunst angewiesen sind, zu Schauspiel und Lied. Dabei legt er besonders gerne den Finger auf Übergangs- und Zwischenformen, und immer wieder macht er auf neuzeitliche Ausprägungen aufmerksam, so dass der Leser nie den Eindruck haben muss, es gehe um bloss Antiquarisches. (Aus diesem Grunde wohl kommen die «Volksbücher» etwas zu kurz.) Von besonderem Wert ist der wissenschaftsgeschichtliche Teil, wo die oft so zeitbedingten Theorien anschaulich und konzis vorgetragen werden. Literaturangaben konnten selbstverständlich nur in Auswahl angeführt werden; diese Auswahl ist aber so geschickt getroffen, dass das Buch auch dafür den Laien wie den Fachleuten Anregung und Hilfe zu bieten vermag.

Trümpy

*Felix Karlinger*, Einführung in die romanische Volksliteratur. 1. Teil: Die romanische Volksprosa. München, Max Hueber Verlag, 1969. 333 S.

Karlinger mag zu seinem Buch angeregt worden sein von C. Voretzsch «Einführung in das Studium der altfranzösischen Literatur» und von O. Denk «Einführung in die Geschichte der altcatalanischen Literatur»: eines ist sicher, ein Buch dieser Art hat es bisher noch nicht gegeben. Dabei entspricht es einem wirklichen Bedürfnis, ist doch das Interesse an der Volksliteratur in den letzten Jahren zunehmend gewachsen. Zudem muss ja leider immer wieder festgestellt werden, dass die Kenntnisse mancher Volkskundler sich mit den ihnen in ihrer eigenen Sprache zugänglichen Werken erschöpfen. Deshalb ist eine Vermittlung anderer Kulturen so dankenswert, wenn diese Vermittlung auf Grund überlegener Stoffbeherrschung geschieht. Bei Karlinger ist dies voll und ganz der Fall; er hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Beim Durchlesen des Buches wird man immer wieder überrascht sein, wie viel Neues und Unbekanntes man durch den Verfasser kennen lernt. Da es sich bei seinem Buch bewusst um eine «Einführung» handelt – gedacht als Anregung zum weiteren Studium und als Vermittlung von bibliographischen Hilfsmitteln hiefür – darf man billigerweise nicht ein Ausbreiten des Stoffes bis in alle Einzelheiten erwarten; es geht um sorgfältig ausgesuchte Beispiele und Kostproben und um eine Einreichung in historische und übernational-kulturelle Zusammenhänge. Die einzelnen Kapitel behandeln die rumänische, italienische, sardische, rätoromanische (inklusive friulanische), französische, provenzalische, katalanische, spanische und portugiesische Volksprosa. Karlinger hat als umfassenden Terminus «Volksliteratur» gewählt; er versteht darunter Volksprosa (Volkserzählung) und Volkslied. Der vorliegende erste Band behandelt die Volksprosa (mit Ausnahme der Sprichwörter, da diese in Gottschalks «Sprichwörter der Romanen» eine umfassende Bearbeitung erfahren haben); der zweite Band, der das gesamte romanische Volkslied erschliessen soll, ist im Entstehen; ein dritter Band über das Volksschauspiel ist erst geplant.

Karlinger geht in jedem Kapitel auf die Anfänge und frühen ersten Belege der jeweiligen Volksprosa ein; er weist die Verflechtungen untereinander und mit anderen Kulturen auf; danach behandelt er knapp die wesentlichen Vertreter der neueren Forschung, ihre Werke und Sammlungen und ihre Bedeutung im Vergleich mit anderen europäischen Arbeiten. Er untersucht das Verhältnis von literarischer Prosa zur Volksprosa und bringt

hiefür gute Beispiele von wechselweiser Beeinflussung. Besonders hervorzuheben ist sein verdankenswertes Bemühen, die Sammlungen und Erzählungen in die jeweilige Erzähl- und Standessituation einzuordnen und aus ihr heraus den Stil, die Sprache, die Wortwahl und die Motivgestaltung zu erklären, wobei natürlich die höfische, die bürgerliche und die bäurische Dichtung prägnant heraustreten. Häufig – besonders bei der Behandlung der Märchen – findet sich auch die Konfrontation mit den Grimm-Märchen, wobei die letzteren – gegenüber der Heiterkeit und Urwüchsigkeit der romanischen Texte – doch stark bourgeoise und sentimentalisch gefärbt und zurechtgemacht erschienen. Bei der kleinen Anthologie von eingestreuten Erzähltexten werden die französischen, spanischen und italienischen Fassungen nur in der Originalsprache wiedergegeben, während bei den übrigen Sprachen meist eine wörtliche Übertragung beigefügt wird. Der Verfasser bemüht sich auch, das für die Erzählungen eines Landes Charakteristische zu erfassen; er tut dies – es ist wohl unnötig, dies bei ihm noch besonders zu betonen – mit aller Behutsamkeit und Zurückhaltung. Es kommen dabei recht überraschende Vergleichsergebnisse zum Vorschein, so etwa (S. 255): «Während die mittelalterliche Literatur Italiens manches aus der Tradition antiker volkstümlicher Erzählungen fortsetzte und mit dem Novellino die erste Sammlung von Geschichten schuf, deren Funktion und deren Stil sich von den lateinischen Werken erheblich unterschied, während in Frankreich Themenkreise aus keltischen, romanischen und germanischen Volksüberlieferungen Eingang in die Literatur fanden, führte Spanien in der Gestalt von Petrus Alfonsi um 1100 die indischen Märchen und Fabeln in Europa ein.»

Ganz besonders sei auf die Bibliographie hingewiesen, die für jede Sprache getrennt aufgeführt wird. Sie will nicht vollständig sein – sie könnte es in einem Einführungsbuch ja auch nie sein – sondern sie gibt «neben den Hauptwerken eine Auswahl sowohl der älteren wie der neueren Ausgaben und Sekundärliteratur, um so auch die Wege und Stationen der Forschung ein wenig ablesen zu lassen.» Sie verzichtet auf kritische Bemerkungen, hingegen finden sich im Text wertende Angaben bei der systematischen Behandlung der Literatur; durch das Verfasser-Register sind diese Angaben leicht aufzufinden. Im Text werden immer wieder Literaturangaben herangezogen, um den Leser auch auf diese Art mit den neueren Forschungsrichtungen bekannt zu machen. Karlinger weist gelegentlich auch auf die Schwierigkeiten der Terminologie hin, die sich in den einzelnen Sprachen keineswegs ganz entspricht. Er legt dies zum Beispiel in der portugiesischen Gegenüberstellung von «Conto popular» und «Conto tradicional» dar. – Ein in jeder Hinsicht höchst anregendes Buch!

Wildhaber

*Leopold Kretzenbacher*, Kynokephale Dämonen südosteuropäischer Volksdichtung. Vergleichende Studien zu Mythen, Sagen, Maskenbräuchen um Kynokephaloi, Werwölfe und südslawische Pesoglavci. München, Dr. Rudolf Trofenik, 1968. 147 S., 10 Abb. im Text, 7 Taf. (Beiträge zur Kenntnis Südosteuropas und des nahen Orients, 5).

Ein Aufsatz oder ein neues Buch von Leopold Kretzenbacher bedeutet jeweils einen prächtigen Genuss und eine wundervolle Bereicherung an Erkenntnissen, weil der Verfasser mit seiner Belesenheit und der Fülle an selbsterwanderten Einsichten immer wieder überraschende Zusammenhänge zu knüpfen versteht und damit ein unerhört dichtes Ge- webe von vergleichender Volkskunde auszubreiten weiß. Es geht ihm in dem neuen, schmalen, aber gewichtigen Band um die hundsköpfigen Gestalten in allen ihren Auftretungsmöglichkeiten. Er geht aus von einem Zitat aus einem Buch über seine engere Heimat, die steirischen Slovenen, worin von den Pesoglavci berichtet wird, die von menschlicher Gestalt waren, aber Hundsköpfe hatten und die voller Blutgier besonders Jagd auf Christen machten. Zu diesen slovenisch-kroatischen Dämonengestalten treten nun aber eine Menge erstaunlicher Parallelen aus dem ganzen Raum von Skandinavien bis nach Südosteuropa. Aus der Antike her führt – so weist Kretzenbacher nach – nur eine Traditionsbahn in den Bereich des mittelalterlichen Erzähl- und Bilderschatzes. Dieser Strang beschränkt sich auf das, was Ktesias (ca. 400 v. Chr.) und seine Nachfolger über die Kynokephaloi als ein absonderliches Volk in Indien zu erzählen wissen. Eindrücklich,

beinahe beklemmend bedrohlich werden aber die mittelalterlich-christlichen Vorstellungen von den Kynokephalen, mit denen uns Kretzenbacher aus dem Erzählbereich und der Bildwelt bekannt macht. Der Figur des hundsköpfigen hl. Christophorus, des Canineus, widmet er sein besonderes Interesse; eines der schönsten Ikonen dieses eigenartigen Heiligen befindet sich im Museum der Byzantinischen Altertümer zu Athen, datiert 1685. Alle Quellen des Alten Orients, der griechisch-römischen Antike, des frühen Christentums und des abendländischen Mittelalters sprechen von einem Fabel-Volk oder von hundsköpfigen Einzelwesen. Man kann sie also nur sehr bedingt in Beziehung setzen zu den rezenten slavischen Sagen, in denen es «um das kennzeichnende Auftreten ganzer Gruppen solcher Gestalten wilden Ausschens in einer ans Vampirische grenzenden Rassei» geht. Das Suchen nach Traditionen, in denen sich die Aussage dämonisch-wilden Treibens mit der überlieferten Vorstellung der menschengestaltigen, aber hundsköpfigen Wesen zu einem möglichen tertium comparationis verbindet, führt Kretzenbacher zu einer «verhältnismässig früh im germanischen Bereich in Erscheinung tretenden und, wie es aussicht, kontinuierlich durch lange Zeit beibehaltenen Art des Maskentreibens bündischer Gruppen». Er geht zunächst ein auf die tiergestaltigen Maskenkrieger, die durch ihr Berserkertum erschreckend wirkten, im weiteren auf Sippennamen und Hundehaupt-Könige im germanischen Bereich. Nun zeigt sich so recht die Kunst Kretzenbachers, aus dem Vollen die Fülle der Beziehungen zum gesamten, gestalteten Glaubensbereich zu schaffen, und zwar in wohltuend zurückhaltender Sachlichkeit und grosser Bescheidenheit. Der Bärenhäuter des Märchens ist ein mit den Berserkern verwandter, verwilderter Krieger und Teufelsbündner; aber auch die Teufelsdarsteller der steirischen Nikolausspiele finden hier ihren Platz; vielleicht die erschreckendste Auswirkung dieser paramilitärischen, bündnerischen Sonderformationen ist aber wohl die Verwandlung in einen Wolf, in den Werwolf. Diese Wolfsverwandlung, die Lykanthropie, wird von Kretzenbacher mit einer Reihe von Belegen als «psychologisch-historisches Gesamtproblem» erwiesen. Er weist darauf hin, dass Emigranten, Exulanten, Flüchtlinge oder Gesetzlose, Ausgestossene und als friedlos Erklärte bei manchen indoeuropäischen Völkern «Wölfe» genannt werden. All dies führt ihn zur Feststellung, «dass in Religionswissenschaft, Maskentypologie, Brauchtumsleben und Erzähltradition Lykanthropie und Kynanthropie nicht vom Wesen her geschieden werden können; dass vielmehr das Zweite eine nach Quellenlage und Erscheinungsformen zahlenmässig geringer auftretende Untergruppe des grösseren Bereiches des Wolfsmenschentums genannt werden darf. Mithin ist es erlaubt, beide als einander vom Wesen her gleichwertig zu betrachten». Erzählkreise um das Hauptmotiv von hundsköpfigen Dämonen haben sich nur an zwei Stellen des gesamten Abendlandes herausgebildet: einmal bei den Slovenen und den kajkavischen Kroaten, dann bei den baltischen Randvölkern, den Liven, Esten und Finnen.

Kretzenbachers Buch scheint uns die Deutung einer eigenartigen Sagengestalt in Müllers Urner Sagen (Bd. I, S. 7) zu erleichtern. Es handelt sich um «sogenannte Hundsläufer, Menschen, die keine Milz hatten und schräg und so flink und ausdauernd liefen wie die Hunde». Ein solcher Urner Hundsläufer besiegt denn auch einen ganzen Trupp Viehraubender Bündner. Dazu gehört nun Kretzenbachers Hinweis auf die kriegerische Elitetruppe der Hundsköpfe innerhalb des wehrhaften Stammesverbandes der Langobarden auf ihrer Wanderschaft und darauf, dass sich Erinnerungen daran als bildhafte Vorstellungen und Namengebung auch noch nach dem Verlust des germanischen Charakters der Langobarden im norditalienischen Raum erhalten haben. Dazu gehört die Tatsache, dass Urner Beziehungen durch ihren Viehhandel vor allem nach Italien gerichtet waren. Man ist versucht, auch eine estnische Sage (bei Kretzenbacher S. 121) in Beziehung zum Hundsläufer zu setzen; diese Sage erzählt von gefährlichen, berittenen «Hundeschnauzen»: «ihre Pferde könnten bergauf ebenso schnell laufen wie auf ebener Erde».

Wildhaber

Das Herz. Bd. 3: Im Umkreis des Denkens. Biberach an der Riss, Dr. Karl Thomae GmbH, 1969. 158 S., zahlreiche Abb. (Nicht im Buchhandel).

Wir hatten in SAVk 64 (1968) 206 die beiden ersten Bände dieses geschmackvoll ausgestatteten und vorzüglich redigierten Prachtwerkes angezeigt; sie behandelten das Herz im Umkreis des Glaubens und der Kunst. Der eben erschienene dritte Band vereinigt vier Aufsätze über das Herz im Umkreis des Denkens. Die ersten beiden Titel lauten: *Franz Vonessen*, Das Herz in der Naturphilosophie, und *Werner Eichhorn*, Das Herz im chinesischen Denken. Der Volkskundler wird sich vor allem für die beiden folgenden Aufsätze interessieren. *Horst Rüdiger* schreibt über «Die Metapher vom Herzen in der Literatur» (S. 87–134). Hochliteratur und Volksliteratur bedienen sich gleichermaßen dieser Metapher; viele der neueren Bildungen dürften nach des Verfassers Ansicht vom Pietismus und der Epoche der Empfindsamkeit gefördert worden sein. Wir werden auf die eigenartigen Bildungen der zusammengesetzten «Herz-Wörter» aufmerksam gemacht und lesen mit Vergnügen: «Das moderne Deutsch hat die Herzensangelegenheiten schüchterner Internatstöchter zugunsten der Herzinsuffizienzen anscheinend robuster Manager zurückgedrängt und den Herztod an Stelle des Hinwelkens an Herzenskummer eintreten lassen» (S. 88). Die Metapher vom Herzen als dem Sitz der Liebe gehört in der Regel zum «abgesunkenen Gut» unserer Literatur; sie hat aber eine «glanzvolle Vergangenheit». Ihr geht der Verfasser nun mit einer Menge von gut ausgewählten Beispielen nach, vor allem aus der deutschen höfischen Dichtung, aus der italienischen und englischen Literatur; in vorchristlichen Zeugnissen spielt die Herzmetapher noch keine grosse Rolle; die entscheidende Wende in der Verbreitung der mannigfachen Redensarten und Vorstellungen vollzieht sich um die Mitte des 12. Jahrhunderts. Von da an kann man – mit des Verfassers Worten – behaupten (S. 98): «Kaum eine andere Metapher der Weltliteratur hat sich so rasch, so dauerhaft, man kann auch sagen: in so penetranter Weise durchgesetzt wie die vom Herzen als Sitz der Liebe.» – Den letzten Aufsatz über «Das Herz in Sage und Märchen» hat *Will-Erich Peuckert* verfasst (S. 135–158). Wir hören vom Herzblut als dem Lebensblut, vom Herzen, das unsichtbar machen kann und deshalb von Räubern begehrt ist, vom Herz als dem Sitz des menschlichen Lebens – dieses Lebensherz kann im Märchen sich auch ausserhalb des Menschen befinden; Vampire und Nachzehrer reissen das Herz heraus und saugen das Blut aus; Hexen benötigen es, um sich neue Kraft zuzuführen. Peuckert geht auf die Vorstellungen vom mutigen, liebenden und brechenden Herzen ein; er erwähnt auch das Herz im Liebes- und im Rachepuppenzauber.

Wildhaber

#### *Volkslied*

Gottsheer Volkslieder aus mündlicher Überlieferung. Authentische Tonaufnahmen 1954–1966 von *Johannes Künzig* und *Waltraut Werner*. Freiburg i.Br., Kommissionsverlag Rombach & Co., 1967. 3 Schallplatten, Textheft, photographische Reproduktionen (Quellen zur deutschen Volkskunde, 1).

Die vorliegenden drei Schallplatten wird man sich sozusagen mit einem weinenden und einem lachenden Auge anhören. Einerseits spürt man dabei deutlich, wie gross und reich das Liedgut der Gottschee einst war, und man kann daher nur beklagen, dass so viel Wertvolles, durch die Zwangsumsiedlung der Gottscheer in die Untersteiermark vor bald dreissig Jahren und durch ihre daraufhinfolgende Zersplitterung in alle Welt, unwiederbringlich verloren gegangen ist; der Verlust ist ja auch darum besonders bedauerlich, weil dieser Liedbestand, als aus einer vor über sechshundert Jahren besiedelten deutschen Sprachinsel stammend, der Forschung wohl noch besonders interessante Fragestellungen und Einsichten hätte gewähren können.

Grosse Freude dagegen wird man darüber empfinden, dass die Herausgeber in klingenden Beispielen etwas von dem Liedgut darbieten, das sie von zerstreut in neuer Umgebung lebenden Gottscheern haben retten können. Aus dem reichen Bestand an Aufnahmen, den Künzig auf solche Weise für sein Freiburger Tonarchiv gesammelt hat, sind hier zweiunddreissig Proben ausgewählt: dabei nehmen Weihnachtslieder, Dreikönigs- sowie Passions- und Osterlieder, Legenden- und Marienlieder, Balladen, Liebes- und Hochzeits-

lieder und schliesslich Geselligkeits- und Scherzlieder gruppenweise je eine Plattenseite ein. Die getroeffne Auswahl wirkt abgerundet und geschlossen, und manches der enthaltenen Stücke packt durch seine textliche oder musikalische Eigenart, durch die Besonderheit der vertretenen Fassung, durch vermutbares hohes Alter oder auch durch die Art seiner Ausführung: die durchwegs einer Instrumentenbegleitung entbehrenden Lieder werden unterschiedlich von einer, von zwei, drei, ja gelegentlich gar von sieben Stimmen vorgetragen. Zuweilen sind freie gesprochene Texte eingeschoben, die kurz über seinerzeitiges örtliches Brauchtum orientieren und zugleich Eigenart und Reiz der Gottscheer Sprache geschickt zur Geltung bringen. Alle Texte liegen in einem Begleitheft sowohl in der originalen als auch in einer ins Schriftdeutsche übertragenen Fassung vor.

Wie Künzig in der beigegebenen Einleitung schreibt, sucht diese Plattenausgabe «zwei recht verschiedene Aufnahmekreise» anzusprechen: einerseits soll der Volksliedforschung Material und Anregung gewährt, andererseits sollen die Gottscheer selber «zur bewussten Pflege solch kostbaren Heimaterbes» angemotiviert werden. Wie weit dieses Zweite mit Erfolg noch möglich ist, entzieht sich unserer Kenntnis; jenes Erste, der Antrieb zum wissenschaftlichen Studium des Dargebotenen, ist aber – wenn dieser Einwand erlaubt ist – von den Herausgebern wohl doch etwas zu wenig gefördert worden: auch wenn Künzig mit vollem Recht auf die vom Deutschen Volksliedarchiv in Freiburg i.Br. vorbereitete grosse Edition des Gottscheer Liedgutes verweist, stellt die vorliegende Veröffentlichung durchaus eine eigene unabhängige Leistung dar; diese soll somit auch in sich selber einigermassen ausgewogen sein. So würden wir in den Anmerkungen gerne etwas Weniges mehr an wissenschaftlicher Diskussion lesen und uns nicht nur mit den – gewiss in echter Bescheidenheit sparsam gehaltenen – Verweisen auf Parallelüberlieferung und Literatur begnügen. Auch wird man sich fragen können, ob sich nicht die Beigabe der Melodieübertragungen empfohlen hätte; es ist zu vermuten, dass solche der vorliegenden Sammlung noch leichteren Eingang in die Arbeit der volkskundlichen Fachwelt verschaffen könnten. Doch diese Bemerkungen sollen den Dank nicht mindern, den man den Herausgebern für diese Publikation weiss, übrigens eine Gabe, die auch durch einwandfreie Tonqualität der Aufnahmen und gepflegte äussere Aufmachung erfreut.

Martin Staehelin

*Karl M. Klier und Ivan Grafenauer, Beiträge zur Volksliedforschung in Kärnten. Mit Einbegleitungen von Leopold Schmidt und Leopold Kretzenbacher. Klagenfurt, Verlag des Geschichtsvereines für Kärnten, 1967. 171 S., Noten, 2 photographische Reproduktionen. (Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie, 62).*

Der vorliegende Band bringt in würdiger Form zwei schöne, bisher unveröffentlichte Arbeiten der 1966 und 1964 verstorbenen Gelehrten Karl M. Klier und Ivan Grafenauer. Grösseren Umfang beansprucht darin Kliers Sammlung «Weihnachtslieder und Hirten spiele aus Kärnten», ein Teil eines mehrere österreichische Landschaften erfassenden «Schatzes österreichischer Weihnachtslieder», eines Unternehmens, dem ein vollständiges Erscheinen bisher versagt geblieben ist. Zunächst würdigte Leopold Schmidt in einer ausführlichen und gediegenen Vorbemerkung Kliers Bemühungen um die Kärntner Volksliedforschung; Kliers Kollektion selber bietet, nach Vorbericht und üblichen bibliographischen Angaben, die ausgewählten Lieder in sechzig Nummern, je mit Weise, Text, Quellenvermerken, kurzen Erläuterungen zu Melodie und/oder Text, oft auch zur Verbreitung des Liedes. Bei der Auswahl hat sich Klier – wie er selber schreibt – bemüht, «die erreichbare älteste, bodenständige Schicht» dieses Liedgutes und nur Unveröffentlichtes vorzulegen. Dass das hier Gebrachte innige Vertrautheit mit dem Material zeigt, bedarf keines besonderen Hinweises. – Der Band enthält sodann einen Beitrag von Ivan Grafenauer «Über die Stellung des kärntnerslowenischen Volksliedes zum Volkslied der übrigen Slowenen». Es handelt sich dabei um ein Referat, das der dreiundzwanzigjährige Wiener Student Grafenauer im Jahre 1903 für Vatroslav Jagićs Seminarübungen ausgearbeitet hat. Zunächst werden die damals verfügbaren Volksliedsammlungen besprochen, dann sucht Grafenauer an mehreren Beispielen und anhand von Varianten-Verglei-

chungen für «das kärntnerslowenische Volkslied einen ziemlich selbständigen Charakter» nachzuweisen; schliesslich gelten einzelne Bemerkungen dem «Verfall der älteren Volksdichtung» sowie metrischen und einigen wenigen musikalischen Fragen. Man ist für den Abdruck der lesenswerten Studie dankbar, schon weil sie manches anklingen lässt, was Grafenauer in jüngeren Arbeiten wiederaufgenommen hat. Leopold Kretzenbacher hat eine knappe Vorbemerkung, der Sohn Bogo Grafenauer einige Fussnoten beigesteuert, die vor allem auf spätere Schriften des Vaters hinweisen. – Die äussere Erscheinung von Klier und Grafenauer ist auf je einer Photographie festgehalten.

Martin Staehelin

*Maria Conte Palladino*, Studio comparativo tra i canti popolari di Cerignola e quelli di Lecce. Palermo 1969. 30 S. (Quaderni del Museo Pitrè, 1).

Maria Conte Palladino veröffentlichte 1910 einen Band von 352 Seiten über die Traditionen populare di Cerignola (in der Provinz Foggia; heute mit knapp 50000 Einwohnern), dem Giuseppe Pitrè einen langen, lobenden Brief an die Verfasserin als Geleitwort mitgab. Der Abdruck dieses Briefes allein umfasst die ersten 14 Seiten des Heftes, die zweiten 14 Seiten enthalten einen Aufsatz, den die Verfasserin, heute 87jährig, dem Herausgeber der Reihe anvertraut hat. In einer kurzen Vorbemerkung sagt dieser, die Arbeit «scheine» nicht völlig à jour – «ma che importa?». Mir scheint es schade, dass die paar Lieder (lauter Liebeslieder!) aus Lecce einfach der Reihe nach zitiert werden, in einen sozusagen idealen Handlungsablauf von der ersten Serenade bis zum ersten Ehekrach einwattiert, ohne jede Angabe, wann und wo und von welchem Gewährsmann sie aufgenommen wurden. Pauschal wird vom Cerignolana gesagt, er sei grob sinnlich, krud realistisch, der Leccese aber fein geartet, denn dort sind «Mann wie Frau schlcht und einfach verliebt, ohne jeden Schatten von Realismus wie in Cerignola» – warum? weil der griechische Einfluss sie gesittet gemacht hat! Die Behauptungen können übrigens nicht nachgeprüft werden, da fast ausnahmslos Texte aus Lecce gebracht werden. Der Herausgeber hätte die Pflicht gehabt, von der Verfasserin, die in ihrem langen Leben offenbar viel gesammelt hat, genauere Angaben zu erbitten, dann wäre wenigstens das Material brauchbar gewesen. Wir wünschen ihm für die Fortsetzung der Reihe eine glücklichere Hand. Iso Baumer

*Alfredo Giovine*, Ninna nanne de Sanda Necole. 1968. 35 S., ill., Taf. – Canti popolari patriottici baresi (politici, sociali, di mestiere e generici). 1968. 58 S., ill., Taf. – La cère se strusce e la breggessiòne non gamìne. 1969. 79 S. – Alle: Bari, Via Crisanzio 80/D (Autor). (Biblioteca dell'Archivio delle Tradizioni popolari baresi).

Alfredo Giovine bringt in seiner «Bibliothek» wieder drei neue Bändchen heraus, die von seiner rührigen Sammlertätigkeit bestes Zeugnis ablegen. Bei allen sind die Texte im Bareser Dialekt aufgezeichnet und mit einer Wiedergabe ins Schriftitalienisch versehen. Das Bändchen mit den Wiegenliedern ist vor allem bemerkenswert durch die zahlreichen Abbildungen von Andachtsbildern mit dem hl. Nikolaus und von Photographien von Wallfahrten zu ihm. Er gilt als der Beschützer der kleinen Kinder; in einem Liedchen sagt er von sich: «Io vado in giro per far felici i bimbi.» Besonders erwähnt sei die Abbildung eines modernen Votivbildes mit einem Autounfall als Photomontage. – Das Heft mit den patriotischen Liedern führt bis 1918; nur ganz gelegentlich ist eine kurze Anmerkung zum historischen Verständnis beigelegt. Im gleichen Heft finden sich Spottlieder über Berufe und kleine Spottliedlein mehr allgemeinen Charakters. – Das dritte Heft vereinigt 744 Redensarten; in allen unklaren Fällen ist die Angabe des Umstandes, wann man die Redensart gebraucht und was sie besagen will, beigelegt. Leider fehlen eine inhaltliche Gliederung oder ein Register nach dem massgebenden Wort, so dass ein Zurechtfinden in der Fülle des Materials etwas erschwert wird. Da aber diese Redensarten-Sammlung weitergeführt werden soll, ist immer noch zu hoffen, dies werde nachgeholt.

Wildhaber

*Kurze Hinweise*

*Hermann Bausinger, Felix J. Oinas, Carl Stief, Folkloristik, Folklore. *Sowjetystem und demokratische Gesellschaft. Eine vergleichende Enzyklopädie* (Freiburg i.Br., Herder, 1969), Sp. 575–601, Literatur.* – In dieser Enzyklopädie geht es um die unvoreingenommene Konfrontierung von Auffassungen und Einrichtungsprinzipien aus sovjetischer und demokratischer Sicht. Die drei Wissenschaftler, welche sich mit dem Bereich der Folklore und der Wissenschaft dieses Gebietes, der Folkloristik, auseinanderzusetzen haben, tun dies in vorbildlich präziser und meisterhafter Weise. Was Bausinger in knappster Formulierung und abgewogener Akzentsetzung zu sagen versteht, enthält alles Wesentliche über unsere heutigen Folklore-Ansichten (wobei man aber durchaus sein waches Offen-Sein für weitere Entwicklungslinien herausspürt). In ebenso überlegener Zusammenfassung machen uns Oinas und Stief mit den Haupttendenzen und den wichtigsten Vertretern der Folkloristik und Folklore in der UdSSR bekannt; besonders schön kommen die verschiedenen Entwicklungsstränge im Laufe der letzten hundert Jahre zur Geltung. Die nichtrussischen Völker der UdSSR werden kurz mitbehandelt – leider etwas sehr kurz; die sovjetrussisch kontrollierten Völker des Baltikums werden gar nicht erwähnt. In einem prächtigen Schlussabschnitt zieht Bausinger Vergleiche zwischen den beiden Auffassungen; er hebt Verschiedenheiten heraus und betont Gemeinsamkeiten. Vorsichtig erörtert er die Möglichkeiten von Zusammenarbeit.

Wildhaber

«Hou en Trou». Klederdrachtentoonstelling 1967–1968 in het Nederlands Openluchtmuseum. Arnhem, Rijksmuseum voor Volkskunde «Het Nederlands Openluchtmuseum», 1967. 52 S., 49 Abb. Englische Zusammenfassung. – Bei Anlass der Hochzeit der Prinzessin Beatrix wurde diese Ausstellung in Arnhem aufgebaut, zusammengestellt aus der Sammlung, welche ursprünglich im Besitz der Königin Wilhelmina war und aus den museumseigenen Objekten. Der sehr schön angelegte Katalog – dessen Text vom Trachtenspezialisten J. Duyvetter abgefasst ist – zeigt die Trachten aus allen Teilen des Landes mit Photos und erläuternden Zeichnungen, dazu Trachtenteile, vor allem Hauben und Schmuck. Wegen der gründlichen Beschreibung behält der Katalog seinen bleibenden Wert als Führer durch die holländischen Trachten.

Wildhaber